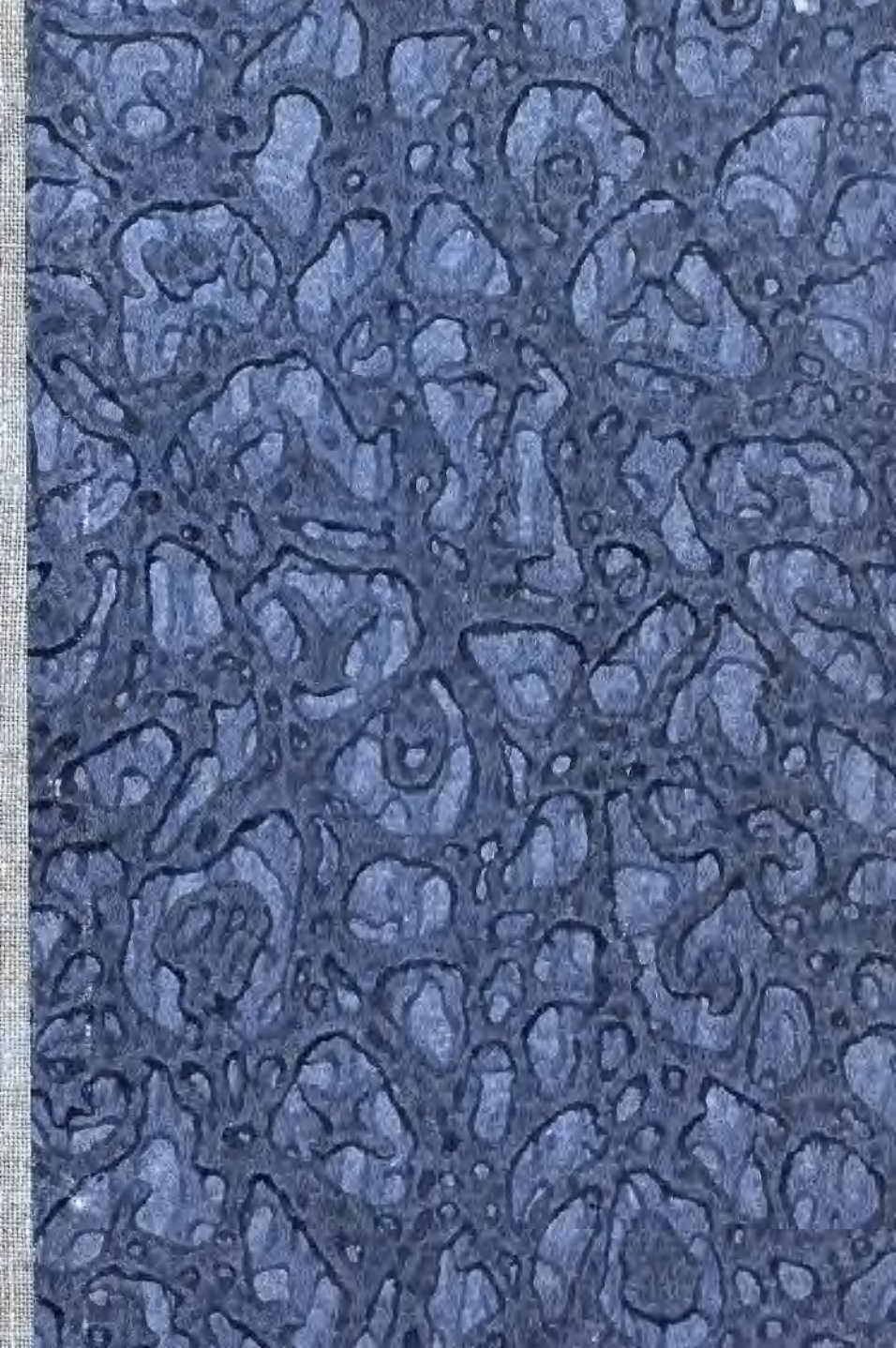
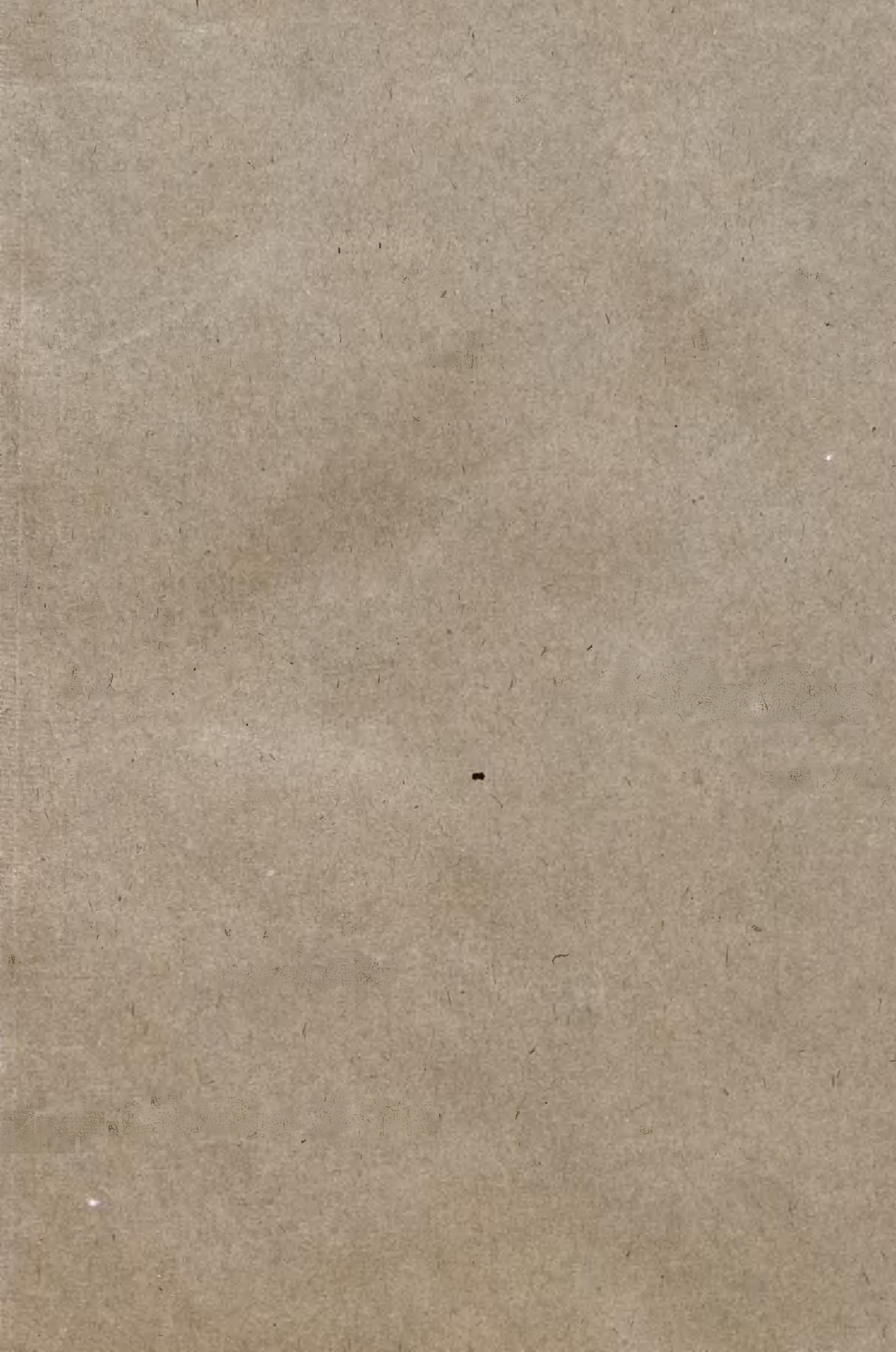






lev. s. 49-57

604/62

46861

Duplet

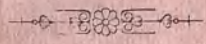
Wrt 3

II

Die Sagen,
der Aberglaube und abergläubische
Gitten
in Schlesien.

Mit einem Anhang über Prophezeiungen.

Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben
von
Ludwig Grabinski.



Schweidnitz
Verlag von Brieger & Gilbers.

2261

Die Sagen, der Aberglaube und abergläubische Gitten in Schlesien.

Mit einem Anhang über Prophezeiungen.

Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben

von

Ludwig Grabinski.



Schweidnitz

Verlag von Brieger & Gilbers.

2604/62

1SL9c

1SL90L

146861
II

Harris Mr.
S'ingto ditonci, at. Polina 9
1.3.62

[4.-5]

(E 4)



Vorwort.

Die Sage sowohl wie der Aberglaube sind Ueberreste aus einer längst vergangenen Zeit, sind aber zwei von einander grundverschiedene Dinge, weshalb dieselben getrennt behandelt werden müssen. Während der Aberglaube der Ausfluß tiefster Unwissenheit und zum großen Theil älteren, heidnischen Ursprungs ist, datiren die Sagen zum Theil aus einer späteren Zeit und sind im Gegensatz zu dem ersteren ein Stück ehrwürdiger Volkstradition, die im Volksmunde fortlebt, zumeist aber der Vergessenheit anheimzufallen droht. Beides zu sammeln und übersichtlich darzustellen und damit gleichzeitig einen Einblick in das geistige Leben des schlesischen Volkes und in dessen kulturellen Fortschritt zu ermöglichen, ist Zweck und Aufgabe des vorliegenden Buches.

Es war keine leichte Aufgabe, die Sammlung, wie sie eben vorliegt, zusammen zu bringen und die Herausgabe derselben zu ermöglichen. Mein Unternehmen scheiterte anfänglich an dem Vorurtheil derjenigen, die ich um Unterstützung mit Beiträgen zu ersuchen genöthigt war, denn einerseits wurde die Wichtigkeit und das Vorhandensein bis jetzt unbekannter Sagen bezweifelt und verkannt, andererseits aber glaubte man annehmen zu müssen, daß der Aberglaube längst der besseren Einsicht gewichen und der Vergessenheit verfallen ist. Meine Sammlung hat nun das Gegentheil bewiesen und man ersieht aus derselben zur Genüge, daß es um die geistige Bildung eines (wenn auch kleinen) Theiles der Menschheit noch recht traurig bestellt ist.

Gleichwohl haben sich Männer gefunden, welche in voller Würdigung meines Unternehmens bereitwilligst mir ihre Dienste gewidmet und mich mit Beiträgen unterstützt haben, wofür ich diesen an dieser Stelle meinen besonderen tiefgefühlten Dank

aus spreche. Es sind dies folgende Herren, welche die Güte hatten, zu erlauben, daß ihre Namen hier verzeichnet werden dürfen: F. Kriegel; Josef Bartke; E. Beher; Franz Feige; Amand Schmidt; F. Großer; Richard Schellenberg; Heinrich Vogt; Carl Luppä; A. Thmann; Adolf Müller und viele Andere.

Daß ich in dem ersten Theile der Sammlung nicht alle schlesischen Sagen aufgenommen habe, geschah mit Grund, denn es lag mir in erster Reihe viel daran, nur wenig Bekanntes und Neues aufzunehmen und die jedermann geläufigen Sagen, wie z. B. die vom Rübezahl, auszuschließen, anderentheils war es meine Absicht, dem Aberglauben in seiner mannigfachen Gestalt mehr Aufmerksamkeit und Raum zu schenken. Gleichwohl muß ich offen bekennen, daß es mir nicht gelungen ist, in dem Umfange hier Alles aufzuführen, wie ich es gewünscht habe und wie es nothwendig gewesen wäre, um ein Gesamtbild über die Sagen und den Aberglauben in Schlesien zu geben, denn es steht außer Zweifel, daß noch viel schätzenswerthes Material im Verborgenen vorhanden ist. Aber jedes ähnliche Werkchen wird nie derartig beschaffen sein, daß man von demselben sagen könnte, es sei vollständig. Sammelt man das Material auf dem Wege, wie ich es gethan habe, so begegnet man den wunderlichsten Vorurtheilen und einem Gleichmuth, der es genugsam charakterisirt, wie leicht man die Sache nimmt.

Man unterschätzt es, wenn man glaubt, daß der Aberglaube keinen Einfluß auf das Leben übt und denselben gar auf gleiche Stufe mit der Sage stellt. Man wird durch den Inhalt des vorliegenden Buches, der sich nur — und dies betone ich — auf Thatfachen gründet, eines Anderen belehrt. Hoffentlich ist es mir nun gelungen, zu zeigen, auf welcher geistigen Stufe ein Theil der Bevölkerung Schlesiens steht, denn je mehr ein Volk dem Gipfelpunkte geistiger Bildung zuschreitet, in demselben Maße muß der Aberglaube sich winden.

Möge dieses Büchlein, das der ehrlichen Absicht, einem guten Zwecke zu dienen, sein Dasein verdankt, mit Wohlwollen überall aufgenommen werden.

Der Autor.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Die Sagen	1
Die weiße Rose	2
Die Hahnkrähe bei Breslau	5
Der Glockenguß zu Breslau	7
Der Mönch und die Nonne	8
Der Mäufeteich	9
Die Teufelssteine bei der Burg Schnallenstein	9
Das Höllenthal	11
Der Schatz im Schnallenstein	12
Bestrafter Frevel	12
Der Feierabend	13
Der Fluch des hl. Hyazinth	14
Der Grojckberg	14
Der Ritter Tauscher	16
Der Scharfrichter von Habelschwerdt	17
Die Ente auf goldenen Eiern	19
Der Mönch und der Bauer	19
Das versunkene Kirchlein	21
Die wandernde Glocke	21
Der oberschles. „polnische Teufel“	22
„Skrzolek“ als Getreidelieferant	23
Der Teufelsthaler	24
Der Teufel in der Medizinflasche	25
Die Teufelsmühle	26

	Seite
II. Der Aberglaube	29
1. Die Geistererscheinungen	30
2. Der Gespensterglaube	35
3. Hexerei	38
4. Wunderkuren	41
5. Amulette	43
6. Verschiedenes Allerlei	45

III. Abergläubische Sitten	49
1. Andreas-Abend	49
2. Weihnachts-Abend	50

Anhang.

Ueber Prophezeiungen	55
--------------------------------	----



I.

Die Sagen.

Die Mehrzahl der Sagen — so auch die schlesischen — sind älteren Ursprungs und haben sich durch traditionelle Ueberlieferung bis auf die heutige Zeit fortgepflanzt und sind somit schon ihres respektablen Alters wegen beachtenswerth. Die Sage, obwohl sie zumeist in den Mantel des Wunderbaren und Uebernatürlichen gehüllt ist und meist Dichtung enthält, giebt uns dennoch einigen Aufschluß über bedeutsame Vorgänge und über die Helden des Alterthums sowie über das Denken und Empfinden eines Volkes und zeigt uns gewissermaßen ein sittliches, kulturelles Bild der vergangenen Geschlechter. Die Sage ist die echte Volkspoesie in Prosa, und wenn diese auch, wie alles Ideelle heute mehr und mehr zurückgedrängt wird, so ist doch auch Thatsache, daß der Sinn und das Interesse für die Sage nicht geschwunden ist, wenigleich zugegeben werden muß, daß das heutige junge Geschlecht allerdings mehr Lust und Neigung für Vergnügungen und Genüsse des Lebens zeigt, als für harmlose Märchen und Sagen, die tiefe, sittliche Wahrheiten enthalten und so recht geeignet sind, einen bleibenden Eindruck auf das Gemüth des Menschen zu machen. Und doch hört so gern Jung und Alt mit gespannter Aufmerksamkeit zu, wenn jemand eine sagenhafte wunderbare Begebenheit erzählt und wir denken uns in die erzählte Situation hinein und leben und empfinden mit den Helden der Sage oder des Märchens. Das einfache oft derbe Wort der Volkspoesie ergreift uns mehr, wie eine gelehrte Predigt.

Da die Sage als solche zum großen Theil nur im Volksmunde fortlebt und es nicht ausgeschlossen ist, daß viele derselben

in Vergessenheit gerathen könnten, so wird es nicht überflüssig sein, eine Anzahl Sagen, soweit sie der vorliegenden Sammlung einverleibt werden könnten, hier folgen zu lassen, deren manche der geneigte Leser nicht ohne Interesse lesen wird.

Die schlesische Haupt- und Residenzstadt Breslau, die nach einer uralten Sage auf einem Morast stehen soll, in welchem einst eine schon dagewesene Stadt versunken sei, ist unstreitig eine der ältesten Städte, denn nach den Ueberlieferungen sollen bereits um das Jahr 200 n. Chr. die ersten Anfänge zu der jetzigen Großstadt gelegt worden sein, obwohl wir diese Annahme nicht bedingungslos als richtig anerkennen möchten. Naturgemäß ist die altherwürdige Stadt, insbesondere einzelne Orte und Plätze derselben, in einen reichen Sagenkreis gehüllt, von denen hier die wichtigsten folgen.

Die weiße Rose.

(Ausnahmsweise wird diese Sage in Versen wiedergegeben.)

1. Es geht seit alten Zeiten
Die wunderfame Mähr',
Daß eine Rose zu Breslau
Im hohen Dome wär'.
2. An Farbe, geht die Sage,
Gleicht sie dem Mondeslicht,
Ihr Blüh'n bedeute Klage,
Ja, sie verwelfe nicht.
3. Da heißt's, wenn sie erscheine,
Sterb' ein Kanonikus,
Sie neige sich und weine,
Gäb' ihm den Todeskuß.
4. Als vor fünfhundert Jahren
Des Domes Hallen hehr
Und groß entstanden waren,
Zu Gottes Preis und Ehr',

5. Kniel' an des Altars Stufen
Ein Jüngling leichenblaß,
Gott mög' erhör'n sein Rufen;
Sein dunkles Aug' ist naß.
6. Denkt an verlorne Wonne,
Gedenkt entschwund'ner Lust,
Als seines Lebens Sonne
Erbleicht in seiner Brust.
7. Sein Lieb' hat ihm genommen
Des Todes kalte Hand,
Sein All' hat er genommen,
Was ihn auf Erden band.
8. In eines Klosters Räumen
Will er sein kurzes Sein,
Gebet und stilles Träumen
Dem Heiligsten nun weih'n.
9. Bald berget ihn die Zelle,
Ihn deckt ein rauh' Gewand,
Es hemmt des Schmerzes Quelle,
Sein Herz die Ruhe fand.
10. Er betet still verborgen
Zu Gott, dem höchsten Gut,
Da giebt an einem Morgen
Man ihm den Bischofshut.
11. Nun opfert er sein Leben
Der Kirch' und all' sein Thun,
Es ist sein einzig Streben,
Den Armen wohlzuthun.
12. Doch nie erlischt die Liebe,
Die früh in ihm gewohnt.
Doch keiner jener Triebe
Dem Herzen Minne lohnt. —
13. Einst sitzt er alleine
Im Betstuhl fromm und still,
Im bleichen Mondenscheine
Sich sehnend an sein Ziel.

14. Des Herzens Seufzer dringen
Zum Sternenhimmel hin,
Und ziehn auf lichten Schwingen
Zur Himmelskönigin. —
15. Da dunkeln sich die Sterne,
Es taucht ein hellres Licht,
Es naht aus Himmelsferne
Ein glänzendes Gesicht.
16. Auf Rosenwolken schwebet
Die heil'ge Jungfrau mild,
Ein Zauberglanz umwebet
Das heit're Himmelsbild.
17. Und eine Rose blinket,
So weiß wie Mondeslicht,
In ihrer Hand — sie winket
Dem heil'gen Mann und spricht:
18. „Aus Herz leg' diese Blume,
Sie ist ein Talisman,
Zu Gottes Preis und Ruhme
Nimm sie, Du frommer Mann.“
19. „Sie stillt des Herzens Sehnen,
Ihr Glanz verschwindet nie,
Sie trocknet Deine Thränen,
Und endet Last und Müh.“
20. „Gott sah dein frommes Leben,
Drum sandt' er mich herab,
Dir diese Blum' zu geben
Von Deiner Liebe Grab.“
21. Und als sie kaum geendet,
Wirgt sie der Wolfenkranz;
Den Wäiden hat geblendet
Der Jungfrau heller Glanz.
22. Es zieht ihn in die Ferne,
Dort glüht sein Morgenroth,
Es locken ihn die Sterne —
Ach, früh fand man ihn todt.

23. An' seinem kranken Herzen
Ruht noch die Rose bleich,
Sie linderte die Schmerzen,
Macht' ihn an Hoffnung reich.
24. Nun geht seit jenen Zeiten
Die wundersame Mähr',
Daß diese Ros' zu Breslau
Im hohen Dome wär'.
25. Man sagt, wenn sie erscheine,
Sterb' ein Kanonikus;
Sie blühe weiß und weine,
Gab' ihm den Todeskuß.

Die Hahnkrähe bei Breslau.

Vor der Nikolai-Vorstadt bei Breslau steht eine steinerne uralte Säule, die Hahnkrähe genannt, an welche sich die nachfolgende Sage knüpft.

Herzog Heinrich IV., der mit seinen Vettern einen blutigen Krieg geführt hatte, kehrte soeben siegestrunken nach Breslau zurück und hielt ein glänzendes Hofgelage, an dem die Ritter und ihre Gemahlinnen theilnehmen mußten. Unter den edlen Gästen wurde der Ritter Hsenburg und seine junge, schöne Gemahlin, mit der er sich erst vermählt hatte, allgemein bewundert und der erstere um diese herrliche Frau beneidet. Auch der Herzog fand die Neuvermählte als eine der schönsten Frauen und hatte von dieser Zeit an ein lüsternez Auge auf die edle Frau. Nichts konnte den Herzog mehr aufheitern, nichts war ihm lieb und theuer gewesen und nirgends konnte er Ruhe finden, denn seine Gedanken weilten stets bei der Frau des Ritters Hsenburg, und doch hoffte er, wie er sich sagen mußte, vergeblich. Darüber wurde er oft sehr traurig, aber er sann nach einem Mittel, um die schöne Frau zu der seinigen zu machen.

Der Herzog befahl nun einst, daß der Ritter Hsenburg mit einer kleinen Reitereschaar sich auf den Weg begeben solle, um die Magyaren, die angeblich in Schlesien eingefallen sein sollten, zu vertreiben. Ritter Hsenburg war über den Befehl

ganz entsezt, denn er ahnte nichts Gutes, aber er durfte sich der gegebenen Ordre nicht widersetzen. Mit schwerem Herzen nahm er von seinem geliebten Weibe Abschied und sprach: „Wenn Dir Jemand den Ring, den ich am Finger trage, zurückbringt, so wisse, daß ich gen Himmel gegangen bin.“

Raum war der Ritter Nienburg etliche Meilen von Breslau entfernt, als er mit Schrecken die Entdeckung machte, daß er schmählich betrogen sei. Jener, der niemals geflohen, wollte diesmal den ihm angewiesenen Schauplatz verlassen und zu seinem Weibe eilen, aber es war zu spät. Herzogliche Schergen, die sich in seiner Nähe aufgehalten, nahmen den Ritter Nienburg, der sich mutthig und verzweifelt wehrte, gefangen, legten denselben in Ketten und warfen ihn in einen außerhalb Breslau befindlichen Kerker. Der bräutliche Ring wurde dem Unglücklichen mit Gewalt vom Finger heruntergezogen, und der Herzog überbrachte selbst das Kleinod der verlassenen Ritterfrau, welche ein sicheres Zeichen darin erblickte, daß der Geliebte in der Schlacht gefallen war.

Nach kurzer Zeit schon warb der Herzog Heinrich um die Hand der jungen, blühenden Wittwe, und diese konnte den ihr ungelegenen Antrag nicht gut ablehnen. So wurden dann alle Anstalten und Vorkehrungen getroffen, um das bevorstehende Hochzeitsfest recht glänzend und festlich zu begehen.

Ritter Nienburg erhielt von den Vorgängen in Breslau Kunde und fühlte sich unsäglich unglücklich und elend, weil er um sein höchstes Gut, das ihm lieb und theuer war, auf so schmähliche Weise betrogen wurde, und weil er für die Befreiung seines geliebten Weibes nichts thun konnte. Der Gefangene rastete vor Wuth und schien dem Wahnsinn zu verfallen, aber alles vergebens. Der Hochzeitstag nahte immer mehr heran und Nienburg wurde mit jedem Tage unheimlicher. Am Vorabend aber vor dem Feste packte den gefangenen Ritter kaltes Entsetzen und er rief mit verzweifelter furchtbarer Stimme: „Hölle, sende Deine Teufel mir zu Hilfe!“ Da regte sich in dem dunklen Kerker eine schwarze Gestalt mit feurigen Augen und grinsendem Gesichte. Der Teufel meldete sich, daß er jede gewünschte Hilfe leisten werde, wenn sich der Ritter Nienburg einverstanden erkläre, seine Seele ihm, dem Teufel, zu verschreiben, was der Ritter in seiner Herzensangst und in einem Augenblick, wo nichts zu versäumen war, auch willig that.

Der Teufel machte nun den Ritter frei und stellte ihm einen Hahn als Reitpferd zur Verfügung. Schnell flog der Hahn mit seinem Reiter durch die Luft und gelangte in kurzer Zeit, ehe der Tag noch graute, nach Breslau, wo seine heißgeliebte Gattin den Gang zur Kirche bald antreten sollte, um sich einem Anderen zu vermählen. Aus Versehen setzte sich der Hahn aber statt auf die Erde, auf ein im freien Felde stehendes Kreuz, wodurch der Vertrag des Ritters mit dem Teufel nichtig wurde und der erstere seine Seele rettete.

Ritter Hienburg zeigte sich sofort seiner Gattin und erzählte derselben sein Schicksal. Der Herzog Heinrich war aber über die wunderbare Befreiung Hienburg's sehr erstaunt und erkaunte darin einen Fingerzeig Gottes, daß er von seinem verbrecherischen Plane abstecken müsse. Der Herzog bereute sein begangenes Unrecht und söhnte sich alsbald mit dem Ritter Hienburg aus. An jener Stelle aber, wo sich der Hahn hingesezt hatte, wurde jene steinerne Säule, die wir schon Eingangs erwähnt, zum ewigen Andenken errichtet.

Der Glockenguß zu Breslau.

Die Sage von dem Glockenguß zu Breslau dürfte durch das Gedicht von Wilhelm Müller hinlänglich bekannt sein, und es wäre leere Zeit- und Raumverschwendung, dieselbe hier noch einmal zu wiederholen. Wenn wir gleichwohl unter der obigen Ueberschrift eine gleiche Sage erzählen wollen, so geschieht dies deshalb, weil wir dieselbe in einer anderen Fassung bringen.

Es wird nämlich auch erzählt, daß der Rath von Breslau, als er sah, daß die Glocke trotz des voreiligen Dazwischentretens des Lehrjungen dennoch fehlerfrei gerathen war, dem Glockengießer das Leben geschenkt hatte. Dieser wurde jedoch von schweren Gewissensbissen geplagt, weshalb er sein Gewerbe aufgab und Thurmwächter auf dem Dom wurde. Als nun einst auf der Dominikel Feuer ausgebrochen war, streckte der Thurmwächter, der frühere Glockengießer, seinen Kopf zum Schallloche heraus und rief aus Leibeskräften „Feuer, Feuer!“ so lange, bis ihm der Kopf vor Anstrengung derart angeschwollen war, daß er denselben nicht mehr zurückziehen und vor dem Feuer, das bereits auch den Thurm ergriffen hatte, sich nicht

retten konnte, und so lebendig gebraten wurde. Das laute Gebrüll des Thurmwächters hatte man überall in der Stadt gehört.

Noch heute ist kein Denkmal an der Südseite des Thurmes zu sehen, wo ein Menschenkopf von Stein zu einem Schallloche herausfiel und zu schreien scheint.

Der Mönch und die Nonne.

Ein Jüngling zu Breslau, mit Namen Palisius, fühlte sich berufen, der Welt zu entsagen und das Gelübde der Keuschheit abzulegen. Es war dies aber zu der Zeit gleich nach Einführung des Christenthums und es fehlte in Breslau sowohl an einem bereits bestehenden Orden, als auch an Geistlichen, welche das Gelübde entgegen nehmen konnten. Zur selben Zeit beabsichtigte auch eine achtzehnjährige Jungfrau das Gelübde der Keuschheit abzulegen. In Ermangelung eines Geistlichen erschienen die beiden vor dem weltlichen Rath, der auf dem Rathhause versammelt war. Als der Jüngling und die Jungfrau einander erblickten, merkten beide wohl, daß sie sich zu einander hingezogen fühlten, aber keiner wagte von seinem Entschlusse zurückzutreten. Falsche Scham siegte und sie weiheten sich ewig dem Himmel, aber es war ein falscher Schwur, den die beiden geschworen, denn sie empfanden Liebe zu einander.

Die jungen Ordensleute wohnten in einem Hause, jedoch räumlich getrennt. Heftige Sehnsucht ließ ihnen keine Ruh und die beiden Liebenden mußten es möglich zu machen, daß sie einander sprechen konnten. Sie wußten, daß die Uebertretung des Gelübdes den Tod nach sich zog, aber die entbrannte Liebe, die um so begehrllicher wurde, als sie nur im Geheimen und mit Gefahr einander sich nähern konnten, ließ sie Alles vergessen. Palisius, der junge Mönch, besuchte nächsterweise die Nonne, und sie überließen sich der süßen Lust und dem Glücke, das Liebende vereint, aber dieses sollte ihnen auch zum Verräther werden. Nicht lange darauf wurde die Nonne in den Kerker geworfen und später auf die Folter gebracht, bis sie Alles eingestand. Durch Richterspruch wurde diese sowie der junge Mönch zum Tode durch Einmauerung verurtheilt, welches Urtheil auch vollstreckt wurde. Zur bleibenden Erinnerung wurden zwei Steinplatten mit den Bildnissen

der beiden Unglücklichen an die Deffnung gesetzt. Das alte Rathshaus hat die Steinbilder bis auf den heutigen Tag bewahrt, doch sind diese halb erloschen und daher schwer zu erkennen. Die weibliche Gestalt zieht einen Ring vom Finger, den sie der männlichen überreichen zu wollen scheint.

Der Mäufeteich.

Von dem Mäufeteiche erzählt man sich seltsame Dinge. So soll sich das Wasser desselben allemal roth färben, wenn der Stadt ein Unglück bevorsteht, ebenso wurde auch eine Leiche über dem Wasser schwebend gesehen. Die Sage berichtet darüber, daß zur Zeit einer großen Hungersnoth die gläubigen Christen sich an den dortigen Bischof wandten mit der Bitte um Unterstützung mit Lebensmitteln. Dieser wollte aber hiervon nichts wissen und sagte den Flehenden, daß es in Breslau noch genug Mäuse und Ratten gebe, die für die Sünder noch viel zu gut seien. Die so Verhöhnnten gingen zwar ihrer Wege, aber den bösen Bischof ereilte bald seine Strafe. Derselbe wurde in der folgenden Nacht von Mäusen und Ratten zernagt, An jener Stelle, wo die bischöfliche Residenz gestanden hatte, befindet sich heute der Mäufeteich.

Nachstehend folgen Sagen aus den verschiedensten Gegenden Schlesiens, insbesondere aus Gebirgsgegenden, an welche sich mit Vorliebe die Sage knüpft.

Die Teufelssteine bei der Burg Schnallenstein.

Zwischen Rosenthal und Seitendorf liegen auf einem mit niedrigem Walde und Gesträuch bedeckten Hügel, der nach drei Seiten hin steil abfällt, die Ruinen der Burg Schnallenstein. Einst war diese, wenn auch kein prunkvoller, so doch ein fester geräumiger Bau, in welchem die Besitzer und Bewohner friedlichen Spielen oblagen und feindlichen Stürmen Trotz bieten konnten. Einer der Herren war ein überaus wüster Gesell, der weder göttliche noch weltliche Gesetze respektirte und lediglich das that, was ihm gerade angenehm war und ihn ergötzen und zerstreuen konnte. Zumeist befand er sich auf Streifzügen,

die mit einem systematisch betriebenen Raubwesen ziemlich identisch waren. Befand er sich jedoch auf seiner Burg, so waren wilde Zechgelage, die bis in die Nacht hinein dauerten, sein liebster Zeitvertreib. Zumeist fanden sich dazu gleichgesinnte Nachbarn ein, die die Vorräthe des Kellers zu verprassen redlich mithalfen. War aber eine solche Festlichkeit zu Ende und die betrunkenen Gäste dachten endlich an ihre Heimkehr, so entstand jedesmal ein schreckliches Fluchen wegen der steilen Bergwände, welche einem Hinabkommen hinderlich waren und schon manchem einen jähen Sturz in die Tiefe verursacht hatten. Diesem Uebelstande abzuhelpen, beschloß der Burgherr, über die tiefste, südwärts belegene Thalchlucht eine gewaltig große Brücke zu bauen und als Baumeister den Teufel zu dingen.

In dunkler Mitternachtsstunde rief er den „Gott-sei-bei-uns,“ welcher auch pünktlich erschien. Die Verabredung, eigentlich das Geschäft, war bald gemacht. Der Ritter versprach, nach seinem Tode mit Leib und Seele dem Teufel gehören zu wollen, wenn er, der Teufel, ihm die gewünschte Brücke baue, der Satan hingegen gelobte, nach Verlauf von drei Tagen das Werk zu beginnen und in einer Nacht zu vollenden. Als Hauptbedingung ward es ausgemacht, daß kein Hahnenjchrei den Teufel in seiner Arbeit störe.

Als der Morgen graute, sandte der Burgherr seine Knechte aus, welche in den benachbarten Dörfern den strengen Befehl sämtliche Hähne sofort zu tödten, verkündeten. Ueberall wurde dem Befehl Folge geleistet, weil man der harten Strafe entgehen wollte, welche den Ungehorsamen unnachsichtlich treffen würde. Die dritte Nacht war angebrochen. Kohlschwarz war es draußen geworden, dunkle Wolken thürmten sich immer mehr am Himmel auf und ein unheimlicher Sturm, der schaurige Melodien pffiff, wüthete in den Baumkronen, und um die zwölfte Stunde hagelte es Blitze zur Erde. Jetzt ging der Teufel an die Arbeit.

Von fernher brachte er drei große Felsstücke herbei, die er als Grundlage des einen Seitenpfeilers verwenden wollte. Schon war der Teufel in seinem Fluge bald am Ziele, da geschah das schreckliche — es krächte ein Hahn! Die Steine entfielen den Klauen des Höllenfürsten, der wuthschraubend, aber machtlos, in die Unterwelt wieder zurückkehren mußte. Der Hahn, einer armen Frau gehörend, welche ihn verborgen gehalten hatte, war durch die zuckenden Blitze und den rollenden Donner

im Schlafe gestört worden und hatte sein Erwachen mit dem üblichen Ruf gemeldet.

Die Felsstücke liegen noch an dem Bächlein, das in jener südlichen Thalschlucht aus dem Höllengrunde herabrauscht, sie haben vom Volke den Namen „Teufelssteine“ erhalten.

Das Höllenthal.

Das Gläher-Meißische Grenzgebirge wird in der Nähe der Höllensoppe, zwischen Rengersdorf und Bielandorf, von einer engen Schlucht durchbrochen, welche vom Landvolke, insbesondere zur Nachtzeit, ängstlich gemieden wird und über welche allershand sagenhafte Dinge erzählt werden. Die Schlucht heißt im Volksmunde „Die Hölle.“ Das Volk ist des festen Glaubens, daß der „Leibhaftige“ sich jene Schlucht zum Aufenthalt erwählt habe, sich gewissen Personen in seiner wahren Gestalt zeige und auch denjenigen, die nicht durch Reliquien oder ähnliche Dinge besonders geschützt sind, ein Leid zufügen könne. Ueber den Ursprung dieser Sage selbst ist nichts Bestimmtes bekannt, dagegen werden graufige Geschichten erzählt, die sich im Höllenthal zugetragen haben sollen. Unter Anderem kam einst eine Frau mit ihrer Tochter in später Stunde aus einer benachbarten Mühle, und diese mußten das gefürchtete „Höllenthal“ passiren. Die Mutter zog einen Karren, auf welchem sich Mehl befand, während die Tochter dahinter ging und den Karren vor sich schob. Es war Mitternacht geworden und überall herrschte tiefe Finsterniß. Da begann plötzlich, als die zwei sich in dem „Höllenthal“ befanden, ein so furchtbarer Steinregen von den Seiten der Schlucht, daß durch den Unprall der herabfallenden Steine mächtige Feuerfunken sprühten und die graufige Szenerie mit düsterem Lichtschimmer beleuchteten. In der namenlosen Angst und in der Befürchtung, von dem Steinhagel getroffen zu werden, erinnerte sich die Mutter, daß denjenigen, die auf unsicheren Orten ihren Weg zwischen den Wagengeleisen nehmen, kein Leid zustoßen könne, weshalb Mutter und Tochter sich bemühten, sich möglichst in der Mitte der Schlucht zu halten. So gelang es den beiden, unbefelligt nach Hause zu gelangen. Seit jener Zeit wagt selten jemand, in der Mitternachtsstunde durch das „Höllenthal“ zu gehen.

Der Schatz im Schnallenstein.

In einem der vielen Burggewölbe, die unter der Ruine Schnallenstein sich ausdehnen, liegt noch ein großer Schatz. Dieser besteht aus einer mit Silber gefüllten Tonne, einer zweiten mit Gold und einer dritten mit Edelsteinen. Die Thür zu jenem Keller, in welchem der Schatz geborgen ist, steht offen, aber auf der Tonne, welche sich dem Eingang zunächst befindet, wacht ein furchtbar großer schwarzer Hund mit feurigen Augen, welcher die Schätze bewacht und jedem den Eintritt verwehrt. Alljährlich spaltet sich am Charfreitag der Berg für die wenigen Minuten, während nämlich die Verehrung des hl. Kreuzes in der Pfarrkirche zu Rosenthal stattfindet.

Wer die unterirdischen Reichthümer herausheben will, muß diese Zeit gut benützen. Ohne Zögern kann er in die Bergspalte eindringen, nur darf nicht vergessen werden, ein neun Mal geweihtes Kreuz von derselben Größe, wie zwei ausgebreitete Mannesarme, mitzunehmen. Mit diesem Kreuz kann man den Hund von seinem Lager vertreiben, und man darf von den Schätzen so viel mitnehmen, als man tragen kann. Vorsicht ist aber insofern dringend zu empfehlen, als man den Ausweg so schnell wie möglich zu erreichen suchen muß, da sich die Bergspalte nach Verlauf der kurzen Frist wieder schließt, ohne Rücksicht darauf, ob jemand sich darin befinde oder nicht.

Vor vielen Jahren hatte ein Müllerbursche den Gang in das unterirdische Gewölbe gewagt, ist aber blaß und verstört wieder zurückgekehrt, ohne den Schatz gehoben zu haben. Viel Fragen wurden an ihn gestellt und über das Innere des geheimnißvollen Gewölbes Auskunft erbeten, aber er blieb stumm und verrieth mit keiner Silbe, was er da unten gesehen. Nach drei Tagen fand man ihn als Leiche.

Bestrafter Frevel.

In dem Dorfe Abendorf im Kreise Neurode (im Kreise Landeshut liegt auch ein Albd.) miethte ein Bauer vor langer Zeit einen armen Knaben als Viehhirten. Anfänglich gefiel es dem Knaben auf dem Dienste sehr gut und er verzehrte sein Brot, das er für die Hüttestunde mit aufs Feld erhielt, mit Appetit und Zufriedenheit, weil er früher oft hungern mußte.

Wie es aber immer zu gehen pflegt, wurde der Hirtenjunge übermüthig und er dankte nicht nur nicht für seine tägliche Portion Brot, sondern schimpfte gar auf den Geber, daß dieser ihm keine bessere Kost geben wolle. Ja, der Knabe wurde derart unbändig und unzufrieden, daß er von einer abscheulichen That nicht zurückschreckte. Der Hirtenjunge, so wird erzählt, hatte einmal aus vollem Uebermuth das empfangene Brot wie eine Schüssel ausgehöhlt und diese dann auf abscheuliche Art verunreinigt. Sofort öffnete sich aber die Erde und verschlang den bösen Buben, jedoch blieb der obere Theil des Kopfes über der Erde sichtbar. An jener Stelle ist heute noch ein Stein zu finden, der die Form und die Farbe einer Hirnschale hat.

Es mag noch hinzu gefügt werden, daß die Sage, so wenig Interesse dieselbe an und für sich bietet und wenig ästhetisch ist, sowohl in der deutschen wie in der polnischen Gegend Schlesiens ziemlich verbreitet ist, wenigleich in verschiedenen Variationen. Wir wollen eine ähnliche, wenn auch im Schluß ganz verschiedene Sage hier folgen lassen.

Gleich nach Erschaffung der Welt hatte das Getreide, so auch der Roggen und Weizen, keine Halme, sondern die Aehren begannen gleich von unten auf, erreichten aber dieselbe Höhe wie jetzt. Es war denkbar, daß, da die Aehren einen mehr wie hundertfachen Ertrag lieferten, das Brot in so großer Menge vorhanden war, daß es gar nicht aufgezehrt werden konnte. Da habe denn eine Frau, die ein kleines Kind an der Brust hatte, in ihrem Uebermuth e es gewagt, das Brot zu verunreinigen. Darüber wurde Jehovah sehr erzürnt und er faßte die Aehre unten an der Wurzel und fuhr mit der Hand nach oben, so daß die Körner ausfallen mußten. Um die Menschen in der Folge nicht verhungern zu lassen, faßte der Engel Gabriel das oberste Ende der Aehre in die Hand, um wenigstens etwas zu retten, und bat Jehovah um Gnade für die Menschen und Schonung der bereits sehr kurzen Aehre. Dies wurde gewährt. Jener Theil der Aehre, den der Engel Gabriel mit seiner Hand schützte blieb unversehrt und daher sind die Aehren jetzt so kurz.

Der Feierabend.

Vom Dreitannenberge aus in der Grafschaft Olaz zieht sich links an Seitendorf ein Berggrüben, der allmählich niedriger

wird. Derselbe heißt „Feierabend.“ Von jenem Bergrücken wird folgendes erzählt:

Ein Mann aus dem oben genannten Orte arbeitete noch recht fleißig, obwohl die Abendglocke schon längst geläutet hatte, auf seiner auf dem Hügel belegenen Wiese. Er schoberte Brachenheu. Da rief plötzlich eine gewaltige Stimme von der Burg Schnallenstein: „Feierabend!“ und tausendfache Echo's wiederholten den Ruf „Feierabend,“ daß es jeder hören könnte. In demselben Augenblick flogen die nach dem Abendläuten gelegten Heufoppen auseinander und wurden zerstreut, als ob nichts daran gearbeitet worden wäre. Als der nämliche Mann noch einmal versuchte, sein Tagewerk über das übliche Zeichen hinaus (das Abendläuten) auszu dehnen, da geschah dasselbe. Seit dieser Zeit unterließ er es. Der Ort an dem dies geschah, heißt seitdem „Feierabend.“

Der Fluch des heiligen Hyazinth.

Es wird erzählt, daß in dem Dorfe Groß-Stein (im Kreise Groß-Strehlitz) sich seit einer langen Reihe von Jahren keine Elstern sehen lassen. Jeder dieser Vögel meidet es ängstlich, über das genannte Dorf zu fliegen, oder sich in demselben aufzuhalten. Der Grund dazu soll folgender sein:

Der heilige Hyazinth kam einst nach Groß-Stein zu seinen Anverwandten, der dortigen Gutsherrschaft, um daselbst mehrere Tage zu verweilen. Bekanntlich war Hyazinth Priester und mußte als solcher täglich die Messe lesen. Als er an einem Tage in der Schloßkapelle, welche damals noch nicht ganz ausgebaut war, indem oben die Wölbung fehlte, die Frühmesse las, flog eine Elster gerade über die Kapelle und verunreinigte das Meßbuch. Darüber ergrimmte der fromme Mann so sehr, daß er nach beendeter Messe, mit dem Finger nach oben drohend, rief: „Verflucht jede Elster, die nach Groß-Stein kommt!“

Die Vögel fürchteten nun den Fluch des Heiligen und bleiben jenem Orte fern.

Der Grojatzberg.

Zwischen Piaar und Lübschau (im Kreise Lublinitz) erhebt sich ein kegelförmiger, mit Wald bewachsener Hügel, dessen

Gestein ein basaltähnliches Aussehen hat und allem Anschein nach versteinerte Lavamasse ist. Dieser Hügel ist unter dem Namen „Grojczberg“ bekannt.

Eine alte Chronik berichtet, daß auf dem „Grojczberge“ vor nicht gar langer Zeit ein Schloß gestanden habe, das einem Rittergutsbesitzer gehörte. Der Besitzer des Schlosses sowie seine Gemahlin waren fromme, gottesfürchtige Leute und hatten nur eine einzige Tochter. Diese, ein schönes Fräulein von schlanker edler Figur, liebte leidenschaftlich einen Bauernburschen, welcher zwar sehr arm, aber dabei rechtschaffen und brav gewesen war. Der Vater des Fräuleins, der reiche Rittergutsbesitzer, ahnte wohl das Verhältniß, wußte aber nichts Bestimmtes darüber.

Am Sonntage fuhr gewöhnlich der Schloßherr mit seiner Gemahlin in die Kirche nach Czenstochau in Polen, weil damals in der Umgegend noch keine Kirchen waren, das Schloßfräulein schützte dagegen jedesmal eine Krankheit vor und blieb an Sonntagen stets zu Hause. In Wahrheit benutzte sie aber die Abwesenheit der Eltern, um mit ihrem Geliebten, dem Bauernburschen, Zusammenkünfte zu pflegen. Zwischen Lübschau und Kaminitz steht heute noch eine uralte Kapelle, welche durch lange Zeit hindurch den Liebenden als „Rendezvous-Plätzchen“ diente. An diesem Orte wurden die zwei eines Tages, als die Schloßherrschaft aus Czenstochau vom Gottesdienste zurückkehrte, ertappt. Der Vater des Fräuleins gerieth darüber so sehr in Wuth, daß er zorneregt sagte: „Daß doch die Bösewichter in die Erde versinken mögen!“

Von nun an wurde das Schloßfräulein sehr streng bewacht, und insbesondere durfte sie dann nicht das Schloß verlassen, wenn die Eltern zum Gottesdienst gefahren waren. Eines Sonntags nun, als die Herrschaft wieder nicht zu Hause war, wußte sich der Bauernbursche in das Schloß Eingang zu verschaffen und gelangte so heimlich zu seiner Geliebten. Als die Herrschaft wieder nach Grojcz zurückgekehrt war, blieb sie versteinert vor dem Thore stehen. Ein Wunder mußte geschehen sein — das Schloß war in die Erde versunken und nicht zu sehen. Der Wunsch des Rittergutsbesitzers war in Erfüllung gegangen und damit war auch die Freveltthat des Liebespaares gestraft und gesühnt.

Der Ritter Täufcher.

In der Burg Karpenstein bei Glas setzte sich um das Jahr 1430 ein böhmischer Ritter fest, der bald der Schrecken der ganzen Gegend wurde, indem derselbe kein anderes Recht kannte als Gewaltthätigkeit und wilde Zügellosigkeit. Er hieß Skrzobek, ein Name, den das deutsche Volk entweder gar nicht oder doch falsch aussprechen konnte. Seine Raubgesellen führte er überall hin, wo es zu plündern oder etwas zu stehlen gab, und selbst das Leben der Beraubten wurde nicht geschont.

Hatte der Raubritter aber keine Lust, vorüberfahrenden Kaufleuten aufzulauern und sich mit seinen Gegnern herumzuschlagen, so ritt er, gleichsam zur Erholung, zu einer Dirne in Luthin (Leuten), an welche er sein Herz verloren hatte. Auf diesem Wege durfte ihn niemand begleiten, wie er denn überhaupt nur dann zu seiner Geliebten ritt, wenn es recht dunkel war und man ihn nicht bemerken konnte. Lange Zeit hindurch gelang es ihm auch, unbemerkt nach Luthin zu kommen und wieder zurückzukehren, bis seine geheimen Besuche schließlich doch bekannt wurden. Einige muthige Männer aus Luthin, welche von dem Raubritter viel zu leiden hatten, beschloßen, demselben, wenn er nach Luthin reiten würde, im Waldesdickicht aufzulauern und ihn zu töten. Hiervon erhielt aber der Ritter rechtzeitig Kenntniß und er gebrauchte außer der nöthigen Vorsicht eine List, welche es möglich machte, daß die aufslauernden Bauern jedesmal getäuscht wurden und unverrichteter Sache wieder abziehen mußten, während der Ritter seine Besuche ungestört wiederholen konnte.

Der Ritter ließ nämlich von einem Schmied gegen gute Bezahlung seinem Pferde die Hufeisen verkehrt anschlagen, sodaß, wenn er von Karpenstein ritt, die Spuren der Hufe das Aussehen hatten, als wenn er hinaufgeritten wäre und wenn er heimkehrte, als habe er seine Burg verlassen. Kamen die Luthiner an den Waldweg, wo sie die frischen Eisenabdrücke bemerken mußten, so wurden sie durch die angewandte List getäuscht und zogen sich zurück, in der Meinung, der Ritter sei schon in den Mauern seiner Burg in Sicherheit.

Auf die Dauer hielt aber auch diese List nicht, denn die Bauern kamen endlich hinter das Geheimniß der verkehrt angeschlagenen Hufeisen und als der Ritter in einer Nacht von seiner Geliebten zurückkehrte, wurde er von den Bauern über-

wältigt und erschlagen. Da sich aber Niemand die Mühe machen wollte, den böhmischen Namen des Ritters auszusprechen, so wurde derselbe nie anders als „der Ritter Täuscher“ genannt, weil er es verstanden hatte, seine Gegner lange Zeit zu täuschen. Der Ort, wo er den Tod fand, heißt noch heute das „Täuscherwäldchen,“ das zwischen dem Orte Karpenstein und der Burgruine liegt.

Der Scharfrichter von Habelschwerdt.

Vor langer Zeit lebte in der Stadt Habelschwerdt ein Tuchmacher, dessen höchster Stolz sein ehrlicher Name und sein größter Reichthum seine jugendliche Tochter Barbara oder „Bärbel“ war. Sein Weib schlummerte schon mehrere Jahre bei den Todten, aber auch er selbst kränkelte beständig und hatte wenig Hoffnung auf Genesung. Der Todesengel nahte immer mehr heran, und die aufopfernde Pflege und die Thränen seiner Tochter vermochten den unerbittlichen Tod nicht aufzuhalten. Eines Morgens war der Tuchmacher sanft entschlafen.

Bärbel stand nun jetzt in der Welt allein und verlassen. Dies sollte aber nicht lange dauern, denn bald drängten sich von allen Seiten Freier, welche um die Hand der ehrbaren Jungfrau warben und sie zur Frau begehrt. Bärbel war ja schön, gut erzogen und geistig. Unter den Freiern fiel besonders Einer dem viel umworbenen Mädchen auf, nämlich der Sohn des Nachbarn, ein hübscher, wohlhabender Jüngling, der zwar viel gereist war und die große Welt gesehen hatte, der aber dabei äußerst eitel, anmaßend und eingebildet war. Diese Eigenschaften gefielen dem „Bärbel“ nicht und sie fühlte eher eine starke Abneigung gegen diesen als Liebe.

Desto mehr war Bärbel aber einem jungen Mann zugezogen, der nicht nur gänzlich arm und mittellos war, sondern außerdem das Unglück hatte, einen Vater zu besitzen, dessen Gewerbe eines der verachtetsten war — sein Vater war nämlich Scharfrichter. Der Freier Bärbel's war bereits Vertreter seines Vaters in dessen furchtbarem Beruf. Obwohl „Bärbel“ den Hentersohn im Stillen leidenschaftlich liebte, so hatte sie sich aber doch nicht entschließen können, demselben für das Leben die Hand zu reichen, um so weniger, als ihr die Zukunft an der Seite des reichen Nachbarnsohnes gar zu verlockend schien, wäh-

rend ihr der Henterssohn keine Garantie für ihr späteres Wohlergehen bieten konnte.

„Bärbel“ verlobte sich mit dem reichen, gebildeten Jüngling, dem Nachbarssohn. Dieser hatte aber seine Bewerbungen nicht so ehrlich gemeint, wie es das Mädchen glaubte. Er hatte wohl die Welt gesehen, aber auch ihre Laster gelernt, und so lag es ihm eigentlich nur daran, an der Brust des unschuldigen Mädchens die Lust der sinnlichen Liebe zu genießen, und dachte im Ernst an eine Verbindung mit Bärbel nicht.

Der Verlobte Bärbels wurde deren Verführer. Als nun jetzt die Geschändete auf die Verhehlchung drang, da erklärte ihr der treulose Geliebte, daß er sie nicht heirathen könne, weil sie zu arm und ungebildet sei. Das Mädchen war trostlos und der Verzweiflung nahe. Schlaflos brachte sie die Nächte zu und badete sich in Thränen, aber das Geschehene konnte nicht ungeschehen gemacht werden. Als nun ihre Stunde gekommen war und sie Mutter wurde, da packte sie der Verzweiflung Wahn und in einem Anfälle von Raserei tötete sie das Kind, dem sie soeben das Leben gegeben. Für den begangenen Mord wurde Bärbel zum Hentertode verurtheilt, und die Kindesmörderin harrete mit Entsetzen der Vollstreckung des Urtheils.

Der Tag, an dem die Hinrichtung stattfinden sollte, war angebrochen. Veröhnt mit Gott und den Menschen wurde Bärbel auf den Richtplatz hinausgeführt. Hier erwartete die Sünderin der junge Scharfrichter, der ehemalige Liebhaber Bärbels. Ihm war es bang in seiner Seele, denn er fühlte, daß er an diesem Tage seinem Berufe nicht gewachsen war. Betend steigt die Delinquentin die Stufen zum Schaffot hinauf, während das Arme-Sünder-Glücklein wimmernd läutet, die Vorbereitungen zur Vollstreckung des Urtheils sind getroffen.

Bärbel kniet an dem Richtblock, des Todesstreiches harrend. Der junge Henker erhebt das Schwert —

Doch was geschieht? — Warum vollzieht der Henker nicht das Urtheil? Warum läßt er das Richtschwert nicht sinken? —

Der Scharfrichter hat selbst den Grund dazu erzählt. In dem Augenblick nämlich, da er im Begriffe stand, der irdischen Gerechtigkeit Genüge zu leisten, sah er, wie neben dem einen Kopf der Sünderin noch ein zweiter aus dem Rumpfe hervorschoß, so daß er nicht gewußt habe, welchen von diesen er ab-

schlagen sollte. Die Erscheinung machte ihn derart verwirrt, daß er darüber seine Pflicht vergaß. —

Inzwischen hatte Gott die Delinquentin erlöst — die Angst hatte sie getödtet.

Die Ente auf goldenen Eiern.

An der Nordseite des kleinen Städtchens Tost in Oberschlesien liegt auf einer Anhöhe, die nach der Nordseite zu steil abfällt, eine alte Burgruine. Am Eingange, der in das Hofinnere führt, steht man oben über dem Portal die Zahl 1666, welche auf die Entstehung der Burg oder auf irgend welche wichtige Veränderungen derselben Bezug haben mag. Die Mauern der Burg sind zum Theil noch gut erhalten, zum Theil sind dieselben zusammengestürzt und bilden Schutthaufen. Die ganze Burg soll unterminirt sein, und daher ist dem Besucher beim Betreten derselben die größte Vorsicht anzupfehlen.

Rechts vom Portal befindet sich in der Erde eine Oeffnung, in welche man bequem eintreten kann. Die Oeffnung, der Eingang zu einem unterirdischen Gang, ist so groß, daß ein Mann in derselben aufrecht zu gehen im Stande ist. Der unterirdische Gang zieht sich fast eine halbe Meile weit und diente dem ehemaligen Besitzer der Burg, einem Raubritter, sowie dessen Knechten als Zufluchtsort in der Gefahr und als sicherer Versteck für die geraubten Waaren. In neuerer Zeit hat den unterirdischen Gang wohl noch Niemand betreten, obwohl in diesem sich ein herrenloser Schatz befindet. Es soll sich nämlich in jenem Gang, gerade in dessen Mitte, ein unterirdischer See befinden, auf dem eine Ente auf goldenen Eiern sitzt. Wer den Schatz, die goldenen Enteneier, holen will, der muß, ehe er den Gang beschreitet, drei Messen lesen lassen, und ist er an dem See angelangt, so muß er denselben drei Mal der Länge nach durchschwimmen (jedoch nicht in einem Rahne) und dann sofort an das Herausnehmen der Eier schreiten, was ohne Schwierigkeiten bewerkstelligt werden kann.

Der Mönch und der Bauer.

Das Kloster der minderen Brüder (sancti Francisci) in Glatz auf dem Sande (jetzt Roßmarkt) gelegen, hat von

seiner Gründung in der Mitte des 13. Jahrhunderts an bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1810 gar mannigfache Schicksale und Gefahren überstanden. Namentlich wurde dasselbe von den Fluthen der Meisse sehr oft überschwemmt. Eine der größten Ueberschwemmungen war im Jahre 1501 eingetreten, welche dem Kloster, sowie der Stadt gefährlich zu werden drohte.

In diesem Jahre begann am Jakobitage eine drei Wochen lang anhaltende Regenzeit, wovon die natürlichste Folge war, daß sämtliche Flüsse austraten und mehr oder weniger Schaden anrichteten. Auch die Meisse überschwemmte die nächstgelegenen Wiesen und Felder, so daß Alles einem einzigen großen See glich. Der Regen strömte aber immer noch unaufhörlich zur Erde nieder. Das Kloster, dessen wir oben Erwähnung gethan, ward überall von Wasser umgeben und Niemand durfte sich aus demselben herauswagen. Bald fehlte es den Brüdern an Lebensmitteln, denn Vieles wurde vom Wasser hinweggeschwemmt oder ungenießbar gemacht, und ein Verkehr zwischen dem Kloster und den benachbarten Dörfern war nicht möglich gewesen, da weder Boote noch Rähne vorhanden waren. Der Jammer der bedrängten Brüder war groß, denn sie sahen, daß, wenn nicht alsbald Rettung komme, sie den Hungertod sterben müßten. Einer solchen entsetzlichen Qual wollten sie jedoch auf alle Fälle entgehen.

In dieser verzweifelten Lage war es P. Bernardin, der nicht verzagte und guten Muthes war. Als dieser die Lebensbeschreibung des Tagesheiligen Hyazinthus las, da fand er, daß dieser einst über die Bogen der Weichsel gegangen war, worauf P. Bernardin den Vorsatz faßte, im festen Vertrauen auf Gott über die Meisse zu gehen und aus einer der umliegenden nicht überschwemmten Ortschaften Lebensmittel zu holen.

Eines Morgens machte sich P. Bernardin auf den Weg und schritt über das Wasser, als wenn es festes Land wäre. Er kam über die Hochfläche nach Hennigsdorf, sammelte daselbst bei den erstaunten Bewohnern Lebensmittel und kehrte auf demselben Wege, wie er gekommen war, zurück, zum zweiten Mal das Wasser überschreitend. Um diese Zeit stand ein vom Lande angekommener Bauer mit seinem Wagen vor den wogenden Fluthen rathlos da und wollte umkehren, da er die Unmöglichkeit eingesehen hatte, in die Stadt zu kommen. Als er aber den frommen Pater über das Wasser gehen sah, ohne daß dieser versank, da dachte der Bauer bei sich selbst, daß er, der Bauer

und sein Kößlein dasselbe vermögen müßten, was der P. Bernardin vermochte. Ohne sich lange zu bestimnen, fuhr der brave Landmann, der mit Lebensmitteln in die Stadt wollte, um den Bedrängten Hilfe zu bringen, über das Wasser hinweg, als ob dort eine Brücke vorhanden gewesen wäre.

Ein Bild, welches das geschehene Wunder darstellt, war lange Zeit in der Minoriten-Kirche zu sehen.

Das versunkene Kirchlein.

Etwas abweichend von der Praxis der Sage — wenn wir uns so ausdrücken wollen — wonach die Sage nur alte Schlösser und Burgen und ähnliche Gebäulichkeiten in die Erde versinken läßt, ist die folgende Sage.

Im Lubliner Kreise, zwischen Pawonkau und Groß-Lagienowitz steht nicht weit von der zu der Ortschaft Pawonkau gehörigen Kolonie seit uralten Zeiten ein ziemlich hoher mit Unkraut bewachsener Erdhaufen, der einem Kegelspitze oder einer Thürmspitze nicht unähnlich sieht. Der Erdhaufen soll die Thürmspitze einer versunkenen Kirche sein, und alle Versuche, den Kegel abzutragen, sind ohne Erfolg geblieben. Ueber den Ursprung der Sage schweigt jedoch der Volksmund vollständig, und die sonstigen Angaben über das „versunkene Kirchlein“ sind, weil sie im Verdachte der Erfindung stehen, außer Acht gelassen worden.

Die verschwundene Glocke.

Von der großen Glocke zu Pawonkau im Kreise Lublinitz wird ein eigenthümlicher Vorfall erzählt.

Die Glocke wurde, als sie aus der Glockengießerei nach P. gebracht war, sofort, ohne vorher getauft oder geweiht zu werden, auf den Glockenstuhl hinaufbefördert und ihrem Zwecke übergeben. Mehrere Tage hing diese im Thurme und versammelte mit ihrem kräftigen Klang die fromme Gemeinde zum Gottesdienst. Das Volk schüttelte aber höchst unzufrieden mit dem Kopfe und erklärte es als einen Frevel, daß man die Glocke läuten lasse, ohne daß diese getauft sei!

Eines Tages war diese Glocke vom Thurme verschwunden. Niemand wußte, was mit derselben geschehen war und wo sich

dieselbe befinden möge. Daß diese nicht gestohlen sein konnte, war jedem klar gewesen, und man glaubte endlich mit Grund annehmen zu dürfen, daß die Glocke selbst an einen unbekannten Ort sich entfernt hatte, weil man die übliche Taufe an ihr nicht vollzogen habe.

Mehrere Wochen waren verflossen, aber die Glocke wurde nicht gefunden und man hatte dieselbe bereits verloren geglaubt.

Einst hütete der Gemeindegirt von B. eine Heerde Schweine und sang ein frommes Lied dabei! Er bemerkte, wie ein Burg, das kräftigste Thier der Heerde, einen Strang aus der Erde herausgewühlt hatte und diesen herausziehen versuchte. Lange zog der Burg an dem Seile und zermühte die betreffende Stelle bis in eine beträchtliche Tiefe, bis es ihm endlich gelang, den Gegenstand, der an dem Strange befestigt war, hervorzuziehen. Es war die vom Kirchthurne verschwundene Glocke.

In feierlicher Prozession wurde die Glocke abgeholt, regelrecht getauft und zum zweiten Mal auf den Glockenstuhl gebracht. Seit dieser Zeit ist es der Glocke nie wieder eingefallen, auszureißen, aber sie verkündet ihre einstmalige Desertation selbst, indem das Volk mit voller Ueberzeugung erzählt, daß man aus dem Klange der Glocke sehr deutlich die Worte: „Wieprz mię wyrot“ (der Burg hat mich herausgewühlt) heraushöre. Die Glocke befindet sich noch heute in der Kirche von Pawontau und wer sich in den Klang der Glocke die obigen Worte hineindenkt, der wird dem Volke seinen Glauben nicht verargen können.

Der oberschlesisch-polnische Teufel, gen. „Skrzolek“.

Daß jedes Land, und gar jede Provinz einen eigenen Teufel haben sollte, wird dem geneigten Leser sehr zweifelhaft vorkommen und wir möchten eine solche Behauptung auch nicht verbürgen wollen. Unzweifelhaft ist es aber, daß Oberschlesien, namentlich dessen polnische Bevölkerung, in der That einen Teufel kennt, der anderwärts in gleicher Gestalt nicht anzutreffen sein dürfte. Daß dieser nicht mit dem biblischen Teufel, das heißt mit jenem, der der christlichen Anschauung sein Dasein verdankt, identisch sein kann, geht schon daraus hervor, daß jener mit dem schön klingenden Namen „diabolek“ oder „Skrzolek“ bezeichnet wird, während dieser einfach „czart“

oder „zty“ (s. v. wie der Böse) heißt. Der Name „Skrzolek“ ist zwar nicht überall bekannt, aber der Charakter dieses Wesens ist fast an allen Orten, wo man den Teufel in dieser Gestalt kennt, derselbe, weshalb wir den Namen schon beibehalten wollen.

Daß sich an den „Skrzolek“ ein Stück alter heidnischer Anschauung knüpft, möchten wir entschieden verfechten und jeder Unbefangene wird dies auch nach genauer Prüfung des Inhalts zugeben müssen.

Unter dem biblischen Teufel stellt sich das Volk etwas Ungehaltetes, Häßliches und Böses vor und diese Vorstellung ist auch von der Kirche autorisirt. Dies Alles gilt aber durchaus nicht von dem „Skrzolek“, welcher, obwohl vom Volke immer Teufel oder Teufelchen genannt wird, milden Charakters ist und dem armen Volke in der Noth oft seine Dienste leiht, überhaupt ein gutartiges Wesen repräsentirt, welches allerdings auch böswillig und tückisch werden kann. Woher und wie diese Teufel-Vorstellung in das Volk gekommen ist, das zu untersuchen, ist nicht Aufgabe des vorliegenden Buches, aber das steht unfehlbar fest, daß der „Skrzolek“, wie auch ein großer Theil des Aberglaubens, nicht christlichen Ursprungs ist.

Zur Charakteristik der beregten Teufel-Vorstellung in mildem Sinne folgen einige Sagen, wie sie vom Volke erzählt werden.

„Skrzolek“ als Getreidelieferant.

Eine arme, brave Frau, die in große Noth gerathen war und vergebens an die Thüren der reichen Besitzer angeklopft hatte, ging eines Tages mit kummervollem Herzen aus einem Nachbardorfe nach Haus. Drei hungrige Kinder hatte sie daheim sitzen und doch kam sie mit leeren Händen wieder zurück. Das war hart für das mütterliche Herz. Ein anhaltender Sandregen hatte sie bis auf die Haut durchnäßt, und vor Kummer und Kälte vermochte sie kaum noch zu gehen. Da erblickte sie mitten im Felde ein häßliches, total durchnäßtes Huhn, und obwohl es der Frau sehr wunderbar vorkam, wie sich hierher ein Huhn verirrt haben könne, da in der Nähe keine menschlichen Wohnungen sich befanden, hob sie dasselbe doch mittheilig auf und brachte es nach Haus. Dort setzte sie das gefundene Thier hinter den warmen Ofen, damit sich dasselbe abtrocknen und erholen könne und achtete nicht weiter

darauf. Die Nacht war nun eingebrochen, und die arme Familie ging heute wieder, wie schon so oft, hungrig zu Bett, ohne den Tag über etwas genossen zu haben.

Als am andern Tage der Morgen graute und die arme Wittwe ihr nächtliches Lager verlassen hatte, um für ihre hungernden Kinder ein Stück Brod zu erbitten oder zu verdienen, da gewahrte sie mit freudiger Ueberraschung, daß jemand für sie und ihre Familie bereits gesorgt hatte. Sie sah einen Haufen Getreide, welches Niemand anders, als das Huhn von sich geschüttelt haben konnte. Anfangs betroffen über das sonderbare Glück, merkte doch die Frau bald, wer wohl eigentlich in dem Huhn stecken möge, aber sie fürchtete sich nicht und trug keine Bedenken, das Getreide zu gebrauchen, weil sie wußte, daß der „Skrzosek“ mit armen Menschen Mitleid habe und ihnen kein Leid zufüge.

Täglich fand sich ein neuer Haufen Getreide vor und die arme Wittwe war nun vor Noth gesichert, so lange sich der wohlthätige Getreidelieferant im Hause befand.

Einst hatte aber die Wittwe, mehr aus Unvorsichtigkeit wie aus Uebermuth, die Brotüberreste den Schweinen vorgeworfen und seit dieser Zeit verschwand das Huhn aus jenem Hause und kam nicht wieder zurück.

Der Teufels-Thaler.

Vielsach soll es vorgekommen sein, daß der Teufel sich in einen Thaler verwandelt und in dieser Gestalt sich gewissen Menschen beigeßelt habe. Wer einen solchen „Teufels-Thaler“ in die Hand bekommt, der kann in kurzer Zeit ein reicher Mann werden, und zwar auf die leichteste Art von der Welt. Der Besitzer eines solchen Geldstücks hat nämlich nichts anderes zu thun, als dasselbe wechseln zu lassen, und erhält derselbe dadurch das eingewechselte Kleingeld und den harten Thaler selbst, weil der letztere nie in den Händen des Wechslers bleibt, sondern stets zu dem ersten Besitzer auf heimlichem Wege zurückkehrt. Man kann also einen „Teufels-Thaler“ tausend und mehrere Mal verausgaben, immer wieder wird derselbe in der Tasche des ursprünglichen Eigenthümers sich vorfinden.

Der Besitz eines „Teufels-Thalers“ gilt indes, trotz der hohen Chancen zum Reichthum, nicht gerade als Zeichen von

Glück, und man sucht denselben so schnell wie möglich los zu werden, was mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Der Teufel in der Medizinflasche.

In einem Walde waren mehrere Arbeiter mit dem Fällen von Baumstämmen beschäftigt. Es war damals gerade ein Nothjahr und die Holzarbeiter hatten aus verfaulten Kartoffeln gebackene Brötchen, nach Art der Kuchen, mitgenommen, welche für die Mittagsmahlzeit bestimmt waren. Die Wohnungen lagen zu weit entfernt, um in der Mittagsstunde dahin gehen zu können. Daß eine so einfache, leichte und ungesunde Kost keine Kräfte geben konnte, war natürlich, und doch mußten die Arbeiter dabei recht schwer arbeiten, um Geld zu verdienen und dafür ihren Familien Brot zu kaufen.

Eines Tages saßen die ermatteten Holzarbeiter unter einer Kiefer, um von der harten Arbeit ein wenig auszuruhen und das Mittagbrot zu verzehren. Da bemerkte Einer von ihnen, oben an einem Aste hängend, ein kleines verforktes Medizinfläschchen, welches aus Neugierde herunter geholt wurde. Aber es befand sich in diesem nichts anderes als ein kleiner unheimlicher Käfer. Man entforkte das Fläschchen, und siehe, da kam der Käfer hervor, sein Leib schwoll gewaltig an, bis er die Größe und Gestalt eines kräftigen Mannes erreichte. Gleich ahnte man, daß es niemand anders, als der gute Teufel (Skrzolek) sei. Er benahm sich auch sehr zutraulich und bedankte sich herzlich bei den Arbeitern, daß sie ihn aus dem Fläschchen befreit hatten, worin er schon eine sehr lange Zeit habe zubringen müssen. Als der Teufel sah, daß die Arbeiter den Rest ihres aus den verfaulten Kartoffeln gebakenen Schwarzbrottes verzehrten, da bat er diese um ein kleines Stück Brot, weil er gewaltigen Hunger verspüre. Selbst noch nicht gehörig gesättigt, theilten die Holzarbeiter ihren letzten Bissen mit dem Teufel, welcher nun das Erhaltene mit großem Appetit verzehrte.

Die Arbeiter schickten sich hierauf zur Arbeit an, während der Teufel in das hohe Gras im Schatten sich niederstreckte und schlief. Mühselig und langsam ging die Arbeit von statten. Die Sonne stand bereits am Untergange und doch hatten die Arbeiter heute so wenig gethan. Das war kein guter Trost für dieselben, denn der Wochenlohn mußte sehr kärglich ausfallen.

Gegen Abend erwachte der Teufel, sah die bekümmerten Gesichter der Holzarbeiter, fragte nach der Ursache ihres Kummers, und diese klagten ihm nun ihr Leid.

„Dem Dinge ist abzuhelpen!“ tröstete der Teufel. „Ich habe bis jetzt geschlafen, während ihr gearbeitet habt, und nun werde ich jetzt arbeiten und ihr alle müßt euch schlafen legen“. Auf den Einwand der Arbeiter, daß Einer doch nicht im Stande sei, Holz zu fällen, erwiderte der Teufel, daß das seine Sache sei und und daß er keines Helfers bedürfe. Die Arbeiter waren damit zufrieden, lagerten sich auf weichem Moos und bald schliefen sie ein.

Nun ging die Arbeit los. Der Teufel, ohne sich viel um Art und Säge zu kümmern, faßte mit jeder Hand je einen Baum am Wipfel und zog diese sammt dem Wurzelstock wie Roggenhalme heraus. Wiederum erfaßte er zwei andere Bäume und auch diese lagen bald am Boden, und so durcheilte der Teufel wie im Fluge den Wald, überall die mächtigsten Baumriesen zu Boden werfend. Kaum war eine Stunde vergangen, als der Teufel den letzten Baum herauszog und zu den übrigen legte. Die ganze Kontraktarbeit, die für ein volles Jahr berechnet war, war gethan, alle Baumstämme lagen auf dem Haufen, geordnet und sortirt.

Jetzt weckte der Teufel die Arbeiter, die sich den Schlaf aus den müden Augen rieben und vor Staunen und Ueberaschung über das Werk des kurzen Zeitraums sich kaum zu fassen vermochten. Der Teufel aber reichte den verwunderten Arbeitern die Hand zum Abschied und verschwand im Walde unter gewaltigem Gerassel.

Den Arbeitern war nun in diesem Nothjahre geholfen.

Die Teufels-Mühle.

In einem Dorfe lebten zwei Brüder. Der eine von diesen, der ältere, war sehr reich, denn er besaß eine große Ackerwirthschaft und eine stattliche Heerde Rinder und Pferde, war aber dabei ohne Maßen geizig, der jüngere der beiden Brüder dagegen war arm wie eine Kirchenmaus, aber er theilte selbst das Wenige, das er besaß, mit dem Nächsten, wenn er diesen Noth leiden sah.

Einst schlachtete der reiche Bruder ein großes, wohl-gemästetes Schwein. Er freute sich des Lebens bei Schinken,

Wurst und Bier, aber er schenkte Niemandem etwas davon, auch wenn er darum gebeten wurde. Als nun eines Tages der jüngere arme Bruder zu dem älteren kam und diesen um eine kleine Schinkenschnitte bat, lehnte der Reiche dies Ansinnen rundweg ab und sagte, er würde lieber dem Teufel von seinem Schinken etwas abgeben, als ihm, dem Bruder.

Der so Abgewiesene war auch damit zufrieden und sagte: „Gut, wenn Du es dem Teufel geben willst, so theile Deinen Schinken, ich werde ihn schon an den Schwarzen überbringen.“

Der Geizhals sah sich gefangen und ob er nun mochte oder nicht, er ging hin und schnitt ein kleines Stückchen von dem saftigen Schinken ab und gab es dem armen Bruder, mit der Weisung, die Schenkung an den Teufel richtig abzuliefern, was auch dieser versprach.

Der Bote kam mit dem Schinken glücklich in der Hölle an und entledigte sich seines ihm gewordenen Auftrages. Darüber herrschte in der Hölle große Freude, weniger über den Schinken und den geizigen Geber, der daraus nur Nutzen und Vortheil zu ziehen gedachte, als vielmehr über den ehrlichen Ueberbringer des Bratens, weil dieser trotz seiner Armuth von dem verlockenden, aber fremden Gute doch nichts zurückbehalten hatte.

Die Teufel beschloßen nun, die Ehrlichkeit des armen Mannes zu belohnen und gaben diesem eine kleine Mühle zum Geschenk und die nöthige Instruktion zur richtigen Behandlung derselben. Sagte man nämlich zu der Mühle beispieisweise: „Mühlchen mal Zucker!“ so mahlte die Mühle so lange Zucker, bis man rief: „Mühlchen verkehrt!“ worauf diese sofort, aber nur auf diesen Zuruf, stehen blieb.

Nachdem sich der arme Mann bedankt und sich von den Teufeln recht herzlich verabschiedet hatte, nahm er seine Mühle und ging nach Haus. Dasselbst angelangt, wollte er die Leistungsfähigkeit der werthvollen Mühle gleich auf die Probe stellen. Ohne lange zu überlegen, sagte er: „Mühlchen mahl Geld!“

Sofort begann die Handmühle zu mahlen und unaufhörlich flogen blanke Thaler aus der Mühle zur Erde. Als der glückliche Besitzer der Handmühle merkte, daß des Geldes schon genug sein könne, befahl er kurz: „Mühlchen verkehrt!“ und gleich stand die Mühle still und mahlte nicht mehr.

Zu zählen war das Geld nicht, denn der Haufen war zu groß, aber messen wollte es der jetzige Mühlenbesitzer und borgte sich zu diesem Zwecke von seinem Bruder ein Getreide-

maß. Dieser schien aber höchst verwundert darüber, daß der „arme Wicht“, wie er seinen Bruder nannte, etwas besitzen sollte, was gar mit einem Getreidemaß gemessen werden mußte. Der ältere Bruder ließ nun dem andern das verlangte Gefäß, bestrich es aber heimlich am Boden mit Pech, damit er auf diese Weise erfahren könne, was mit dem Getreidemaß gemessen wurde.

Am andern Morgen brachte der plötzlich reich Gewordene seinem Bruder das Maß zurück. Aus Versehen blieb aber an dem Boden des Maßes ein Thaler kleben, ohne daß es der jüngere bemerkte. Der Geizhals wäre bald vom Schlage getroffen worden, als er sah, daß sein Bruder, der nicht einen schimmlichen Heller werth war, mit der Wieze Geld, ja gar blanke Thaler gemessen hatte. „Der muß ja unendlich reich sein“, mußte sich der Geizhals sagen, „wenn er sein Geld zu zählen nicht mehr im Stande ist.“

Als der ältere Bruder unaufhörlich nach dem Geheimniß forschte, da verrieth der jüngere die Geschichte mit der Mühle. Nun kannte jetzt der Neid und der Geiz des ersteren keine Grenzen mehr. Er ließ nun sofort von dem früher so verachteten jüngeren Bruder die „Wunder-Mühle“, um seinen Reichtum ins Unendliche zu steigern. Der Geizhals verspürte aber im Augenblick Durst und ließ zuvor noch Wein mahlen. Als nun bereits alle Gefäße mit dem edlen Rebensaft gefüllt waren, wollte er der Mühle Stillstand gebieten, aber zum Unglück vergaß er das richtige Wort, das allein der Mühle Einhalt gebieten konnte. Er rief und schrie beständig: „Mühlchen steh!“ aber das Mühlchen stand nicht, sondern mahlte weiter, und der Wein ergoß sich in Strömen über die Wohnung, bis der Geizhals darin ertrank.

Die letzte Sage erinnert wohl an das bekannte „Tischlein deck dich!“ ist aber dennoch von diesem verschieden und wurde hier als „Sage“, obwohl mehr ein Märchen, deshalb angeführt, um das Bild des oberschlesischen Teufels, der mehr einer guten Fee als einem Dämon gleicht, zu vervollständigen.

Wir glauben in den vier letzten Sagen nachgewiesen zu haben, daß der „Skrzotek“ mit dem biblischen Teufel durchaus nicht identisch ist.

II.

Der Aberglaube.

Der Aberglaube nimmt sich als totes Wort, als Theorie, gut aus und hat sogar etwas Poetisches an sich, man sieht ihm nicht das Gespensterhafte, das Kindische und doch gleichzeitig Furchtbare an, ja man kann auch nicht richtig beurtheilen, ob und inwieweit der Aberglaube einen Einfluß auf das Leben übt und wie er sich in der Praxis ausnimmt. Man muß abergläubische Menschen gesehen, man muß unter ihnen Jahre lang gelebt und jeden Unsinn mitgemacht haben, um zu wissen und begreifen zu können, was der Aberglaube aus mit gesundem Menschenverstand begabten Wesen zu machen im Stande ist. Da werden — nicht Weiber zu Hyänen — aber Männer, stämmige herkulische Männer, zu Hasen, die vor dem eigenen Schatten fliehen und denen das Geräusch der zirpenden Grille und das Flattern der Fledermaus Entsetzen in die Glieder jagt und den Angstschweiß auf die Stirne treibt. Der Aberglaube, mit dem eine lähmende Furcht eng verschwistert ist, hält den schwachen Menschen in beständiger Aufregung, hemmt jede freie That und tötet den Unternehmungsgeist, ja er thut noch mehr, er macht — dumm und kindisch.

Aus dem reichen Material, das uns zur Verfügung steht, können wir selbstverständlich nur einen Auszug bringen, da sonst das Buch ins Unendliche wachsen würde und weil ferner es vollkommen genügen wird, wenn wir aus jeder Gegend das Hauptsächlichste auswählen und es dann im Zusammenhange hier folgen lassen.

Von dem religiösen Aberglauben wollen wir — aus gewissen Rücksichten — nur einzelnes, dieses aber erschöpfend

zur Besprechung bringen, ebenso müssen wir aus dem physischen Aberglauben diejenigen „Künste“ entfernen, welche sich zum Theil überlebt haben und zum andern Theil nicht hierher gehören, wie z. B. die Chiromantie, die Zauberei u. dgl.

Wir gliedern den Stoff des zweiten Theiles dieses Buches der leichteren Uebersicht wegen in folgender Weise:

1. Die Geistererscheinungen;
2. Der Gespensterglaube;
3. Hexerei;
4. Wunderkuren;
5. Amulette;
6. Verschiedenes Allerlei.

1. Die Geistererscheinungen.

Das Volk hat den Glauben, daß die Seelen der Verstorbenen das Bedürfniß fühlen, zuweilen mit Menschen zu verkehren, entweder um diese zu warnen oder zu befehlen, oder um hier Strafen zu verbüßen. Ebenso ist das Volk überzeugt, daß es auch gute und böse Geister (jedenfalls sind darunter Engel und Teufel gemeint) gäbe, welche oft auf die Erde zu den Menschen kommen, die ersteren, um diesen Gutes zu erweisen, die letzteren, um die Menschen zu plagen und ihnen Böses zuzufügen. Die Seelen sowohl wie auch die Geister nehmen Menschengestalt an, wenn sie zu uns herüberkommen und sind sichtbar.

Der Glaube an Geistererscheinungen und Seelenwanderung ist bei der deutschen Bevölkerung Schlesiens noch bekannt, jedoch verschwindet dieser mehr und mehr und ist eigentlich nur noch Eigenthum der älteren Generation. Der Oberschlesier dagegen, zumal der Pole, hängt noch mit unerschütterlichem Glauben an dem Vermächtniß der Voreltern und hält diesen Glauben gerade so heilig, wie den an seinen Gott. Es giebt heute noch viele Leute, welche es zehnmal beschwören würden, daß sie einen oder mehrere Geister gesehen haben.

Von Menschen, die keines natürlichen Todes sterben, und von großen Sündern, insbesondere von solchen, die hier große

Reichthümer zurücklassen, die nicht ehrlich erworben waren, nimmt man allgemein an, daß diese nach dem Tode „umgehen.“ Selbst Leute von guter Schulbildung sind von diesem Ursium nicht frei. Als Geisterstunde gilt die Zeit um Mitternacht von 12—1 Uhr, doch wurden auch schon am hellen Mittag Geister gesehen. Die „Geschmäcker“ sind auch bei der Geisterwelt verschieden. Einige Beispiele über dieses interessante Thema mögen hier folgen.

Ein Wanderbursche ging durch einen großen Wald und verirrte sich in demselben. Lange irrte er umher, aber er fand den richtigen Weg nicht und befand sich zu tief im Walde, um aus demselben noch herauszukommen. Abend wurde es, der erste Stern war bereits aufgegangen. Endlich erblickte er ein einzeln stehendes Haus, von einem Gehöft umgeben, dorthin lenkte er seine Schritte, denn jedenfalls wohnten Menschen dort.

Der Wanderbursche trat in die niedrige Hütte ein, die zwar ziemlich klein, aber dabei recht sauber und einladend schien. Ein altes kinderloses Ehepaar befand sich allein in der Wohnung. Der Fremde trat ein, grüßte höflich und fragte, ob er wohl für eine Nacht in jenem Hause Unterkommen erhalten könnte.

„Lieber Freund!“ sagte der Besitzer des Hauses, „so gern ich Euch aufnehmen wollte, so wird es wohl doch nicht gehen, denn ich selbst und mein Weib nächtigen hier nie in dem Hause, sondern in einer zu diesem Zwecke erbauten Baracke. Hier hält es Niemand aus, denn jedesmal um Mitternacht erscheint ein furchtbarer Geist, der die Bewohner stark belästigt.“

„O, wenn sonst kein Hinderniß im Wege steht, so seid schon so gut, lieber guter Wirth, und laßt mich hier schlafen, denn ich bin gar zu müde. Vor dem Geiste fürchte ich mich nicht und werde mit diesem schon fertig werden,“ bemerkte der Wanderbursche.

„Ihr seid noch jung, lieber Freund“, sagte der Alte, „und deshalb wundere ich mich nicht, daß Euch meine Warnung wunderbar vorkommt und Ihr vielleicht an die Geschichte gar nicht glaubt. Wenn Ihr also wirklich den Muth habt, hier über Nacht zu bleiben, so stelle ich Euch mein Haus gern zur Verfügung.“

Die beiden alten Leute verließen, als es ganz dunkel geworden war, das unheimliche Haus, und der Wanderbursche packte sein Ränzchen aus, verzehrte das Abendbrot und begab sich zur Ruhe.

Aber obwohl der Wanderburſche von der großen Tour, die er zurückgelegt hatte, ſehr ermattet war, konnte er doch nicht einſchlafen. Er wälzte ſich im Bette unruhig hin und her, er ſchloß die Augen und wollte mit Gewalt einſchlummern, aber es war Alles umſonſt.

Die Uhr ſchlug die zwölfte Stunde. Still, unheimlich ſtill ward es in der alten Hütte, und dem Gaſt wurde es ängſtlich zu Muth. Mit verhaltenem Athem hörte er auf das eintönige Ticken der Wanduhr.

Plötzlich öffnete ſich die Thür und eine lange, hagere Geſtalt trat ein, auf das Bett, in welchem der Wanderburſche lag, zuſchreitend. Dieſer verſuchte zu ſchreien und um Rettung zu rufen, aber die Kehle war ihm wie zugeſchnürt.

„Steh' auf und komm' mit mir!“ ſagte der Geiſt im barschen befehlenden Tone. Ohne lange zu überlegen, leiſtete der Wanderburſche der Aufforderung Folge, wohl mehr aus Angſt, als aus Intereſſe für ein Abenteuer.

Der Geiſt ging und hinterdrein ſchritt der zitternde Wanderburſche. Sie kamen beide in die zu jenem Hauſe gehörige Scheuer, der Geiſt öffnete das knarrende Thor und hielt ſeinem Begleiter ein Grabeisen entgegen.

„Hier nimm und grabe auf dieſer Stelle!“ befahl der Geiſt.

Jener faßte ſich aber, überwand ſeine Furcht und erwiderte kurz: „Die Scheuer hier iſt nicht mein Eigenthum, ich darf und werde hier nicht graben“. Er that es auch dann nicht, als er bereits zum dritten Mal dazu aufgefordert wurde.

„Es iſt Dein Glück“, ſagte die Erſcheinung, „daß Du hier auf fremdem Grund und Boden nicht gegraben haſt, es wäre ſonſt um Deinen Kopf geſchehen.“

Der Geiſt nahm hierauf den Spaten in die Hand und grub in dem Baufen der Scheuer ein tiefes Loch, worin ſich zwei große Töpfe mit Geld befanden.

„Sieh', lieber Freund“, nahm der Greis wieder das Wort, „das Geld hier iſt jetzt Dein Eigenthum. Die Hälfte davon behältſt Du für Dich ſelbſt, die andere Hälfte giebiſt Du aber den Armen. Ich bin der frühere Beſitzer dieſes Hauſes und habe bei meinen Lebzeiten hier das Geld vergraben. Du biſt mir hierher gefolgt, mein Freund, nun haſt Du Deinen Lohn — ich bin erlöst.“

Der Wanderburſche iſt in jener Nacht ein reicher Mann geworden, der Geiſt hat ſich aber ſeitdem nicht wieder gezeigt.

Nicht weit von dem Bade Rudowa steht auf einem Berge eine Hussitenkapelle, welche von einem kleinen Friedhof umgeben ist, auf dem die Toten der evangelischen Bevölkerung der Umgegend bestattet werden. Auf jenem Friedhofe wurde bis in die neueste Zeit ein Geist beobachtet, der gegen gewisse Personen sehr zudringlich ist und bereits seit langer Zeit unaufhörlich sein Wesen treibt.

Vor vielen Jahren lebte nämlich in Tscherbeneh ein allein-stehender Mann, der einen kleinen Holzhandel trieb. Ans Heirathen dachte er nie, obschon er mit einem reichen Mädchen, einer Waise, ein intimes Verhältniß unterhielt. Plötzlich starb dieses Mädchen, gerade wie jeder andere Mensch stirbt, und kurze Zeit darauf war der Holzhändler ein reicher Mann. Ob dies mit natürlichen Dingen zugegangen, wußte Niemand zu sagen, aber es waren in dem Leben des Holzhändlers und in den Umständen, die seinen Reichthum und den plötzlichen Tod des oben erwähnten Mädchens begleitet hatten, so viel Betrachtungsmomente enthalten, daß das Volk, insbesondere aber die alten Weiber, über den Holzhändler die wunderlichsten Geschichten erzählten.

Als nun der reiche Holzhändler ein Jahr darauf, nachdem er zu seinem Reichthum gelangt war, starb, da fand das Volk seine stillen Vermuthungen bestätigt, ja man erzählte sich bei verschlossenen Thüren die grauenhaftesten Dinge, die manche gehört, andere aber selbst gesehen haben wollten. Die Furcht und der Fanatismus bei den Bewohnern von Tscherbeneh ging sogar so weit, daß jeder, der bei dem Hause des Holzhändlers vorüberging, sich oftmals bekreuzte und alle guten Geister zusammenrief.

Der Holzhändler wurde auf dem Begräbnißplatze bei der Hussitenkapelle begraben. Kaum war aber die irdische Hülle der lieben Erde übergeben, als auch schon jeder Einzelne aus Tscherbeneh den Geist des Holzhändlers bei Tage wie bei Nacht gesehen haben wollte.

Da der Holzhändler keine rechtmäßigen Erben hinterlassen hatte und das hinterbliebene Vermögen mehrere Dorfbewohner erbten, die zu dem Verstorbenen in irgend einer Beziehung gestanden hatten, so fühlten sich die Erben von dem Geist besonders stark benruhigt und sie erzählten, daß der tote Holzhändler sie überall verfolgt und das Geld zurück verlangt habe. Diese Belästigungen hätten so lange gedauert, bis das erhaltene

Erbe bis zum letzten Pfennig zurückgezahlt, d. h. auf Messen verwendet und unter die Armen vertheilt wurde.

Darauf läßt der Geist des Holzhändlers die Betreffenden in Ruh', aber er zeigt sich immer noch manchen Menschen und kann die ersehnte Ruhe nicht finden.

Die „armen Seelen“ kommen nicht selten als „Geister“ auf die Oberwelt, theils um zu büßen, theils um sich den Angehörigen zu zeigen oder um die Menschen zu schrecken. Es giebt gewisse Orte, die den „armen Seelen“ als Aufenthaltsort besonders angewiesen sind. So z. B. ist der Kehrbesen ein Gegenstand, in dem die „armen Seelen“ mit Vorliebe sitzen. Man darf daher nie einen Besen werfen, oder auf denselben mit einem harten Gegenstande schlagen. — Wenn man ein Brot auf's Gesicht (die Oberseite) legt oder ein Messer auf den Rücken, so leiden die „armen Seelen.“ — Diese sind gegen Menschen sehr gefällig und dienstfertig. Wenn man nämlich abends vor dem Schlafengehen für die „armen Seelen“ ein „Vater unser“ betet, so wird man von diesen am nächsten Morgen um diejenige Stunde geweckt, um welche man aufzustehen gedachte. — Spielt man in der Lotterie und betet für die „armen Seelen“ fleißig, so gewinnt man sicher, wenn auch nicht gerade das große Loos, so doch sonst einen namhaften Gewinn. — In der Nacht vom 2. zum 3. November versammeln sich alle Seelen der auf einem Friedhof Bestatteten in der nächsten Kirche. Man kann die Seelen um die Mitternachtsstunde singen hören, sehen können sie nur besonders begnadete, fromme Menschen. —

Ein Geist von weißer Gestalt ist immer ein guter Geist, ein schwarzer dagegen ist ein böser Geist. Ist es finster oder kann man den Geist überhaupt nicht sehen, so sagt man: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn“. Ein guter Geist wird darauf entgegnet: „Ich auch,“ während der böse Geist schweigen wird.

Der Teufel nähert sich oft den Menschen, um ihnen die Seele abzukaufen. Dies geschieht dadurch, daß der betreffende Mensch, der Verkäufer, einen Schein mit seinem eigenen Blute unterschreibt. — Mit Weihwasser oder sonstigen geweihten Gegenständen kann man den Teufel leicht vertreiben. — Wer in der Mitte der Wagentheise geht, insbesondere zur Nachtzeit,

dem kann der Teufel nichts Böses thun. — Oft nimmt der Teufel die Gestalt einer schwarzen Henne an und bringt dann dem betreffenden Besitzer Geld. (Diese Mittheilung stammt aus den Kreisen Glatz, Meisse und Hirschberg, also aus deutscher Gegend. Die schwarze Henne scheint mit dem „Strzodek“ identisch zu sein.) — Zuweilen nimmt der Teufel seinen Wohnsitz in einem Menschen und geberdet sich dann in diesem wie ein Unsinniger. Einen Teufel aus dem Menschen auszutreiben, ist sehr schwer und dies vermögen nur besondere Priester. Der Beseffene verliert seinen Verstand, brüllt wie ein Löwe und besitzt Riesenstärke. In der That wurde noch vor 20 Jahren von mehreren Geistlichen der Versuch gemacht, den Teufel auszutreiben. — In dem Dorfe Radlubiez bei St. Annaberg in Ober-Schlesien lebt heute noch ein Mann, der vor etwa 10 Jahren vom Teufel beseffen war und eine solche Zerstörungswuth gezeigt hatte, daß derselbe gefesselt werden mußte. Tagelang heulte und brüllte er, wie ein angeschossenes Vieh. (Anfall von Tobsucht.)

Der gute Geist zeigt sich den Menschen nur dann, wenn dieselben ein großes Glück erwartet, aber auch dann, wenn ihnen eine Gefahr droht.

2. Der Gespensterglaube.

Ist schon der Glaube an Geistererscheinungen und die Seelenwanderung eine unzeitgemäße Lächerlichkeit, so ist es geradezu Wahnwitz, im neunzehnten Jahrhundert noch an Gespenster zu glauben. Bei einem Geist, d. h. eigentlich der Erscheinung desselben, macht sich der Mensch wenigstens eine Personal-Vorstellung und leitet diese entweder aus der Religion ab oder bildet sich selbst eine solche auf Grund der empfangenen Eindrücke, unter einem Gespenst wird aber gar nichts verstanden, oder man denkt sich ein Etwas, das man weder kennt, noch Dasselbe sich vorzustellen vermag. Bekanntlich ist die Furcht an und für sich und insbesondere in Bezug auf gespensterhafte Erscheinungen von so großer Einwirkung auf den Menschen, daß sie sogar die Gesundheit gefährden, den Menschen augenblicklich töten kann. Ist es daher nicht mehr als kindisch, wenn erwachsene Menschen etwas fürchten, das sie nicht kennen, und das weder gute noch schlechte Wirkungen hervorbringt, also gar keine Veranlassung zur Furcht giebt.

In der deutschen Gegend kennt man das Gespenst fast nicht mehr, aber um desto mehr hängen fast alle polnischen Schlesier (wie überhaupt der Slave) an dem Popanz einer verworrenen Einbildungskraft. —

Die Gespenster sind an keine Geisterstunde gebunden, sie erscheinen, wenn es ihnen beliebt, aber meist in der Finsterniß. Doch will man auch schon am Tage Gespenster gesehen und gehört haben. Kirchen, Schlösser, Wohnhäuser, der Wald, das Feld — Alles ist dem Gespenst zugänglich. Wo sich Gespenster zeigen, sagt man: „Dort spuckt es.“ In den meisten Fällen macht sich der Spuck durch überlauten Spektakel Lust und verursacht ein wahrhaft höllisches Gepolter.

In einem Hause spuckte es fürchterlich. An das Wohnzimmer, welches den Hausbewohnern zugleich als Schlafzimmer diente, stieß eine Vorrathskammer, in welcher auch die Krautfässer und die Milchtöpfe standen. Abends, als es dunkel geworden war und die Hausbewohner sich zur Ruhe begeben hatten, entstand in der anstoßenden Vorrathskammer ein so furchtbares Gepolter, daß an Schlafen nicht gedacht werden konnte. Die Milchtöpfe wurden einer nach dem andern auf die Erde geworfen und deutlich hörte man, wie die Scherben umherflogen und wie die Milch über die Kammer sich ergoß, — die Krautfässer rollten donnernd umher und die Wände, das ganze Gebäude schien aus den Fugen zu gehen. Auf einmal erfolgte ein furchtbarer Schlag, und still wurde es plötzlich. Die Befichtigung der Kammer am nächsten Tage ergab aber, das sich Alles in schönster Ordnung befand.

Der Spuck wiederholte sich täglich, und natürlich wurde er auf die Dauer für die Hausbewohner im höchsten Grade lästig, und doch konnte man ihn nicht beseitigen. Ein frommer Geistlicher, der die unheimliche Vorrathskammer wiederholt geweicht hatte, um den Spuck zu vertreiben, machte zufällig die Entdeckung, daß sich dort zurück gebliebene Theile eines vor vielen Jahren verunglückten Menschen befinden. Als diese aber aus der Kammer entfernt waren, war auch der Spuck für immer verschwunden.

Begräbnißplätze sind bei dem Landvolk, aber auch bei einzelnen der gebildeten Stände verrufen und werden gemieden

und gefürchtet. Zur Nachtzeit vermeidet man es auf alle Fälle, über einen Friedhof zu gehen. Es herrscht in gewissen Kreisen nämlich die Ansicht vor, daß die Toten aufstehen und einem Menschen, der etwas auf dem Gewissen hat, nachjagen und ihn zu Tode heßen. Vielfach sind die Fälle vorgekommen, wo Menschen in eine gefährliche Krankheit verfallen sind, die von einem Toten verfolgt wurden. Der Schreck tötet sogar die Fliehenden. —

In einer heiteren Gesellschaft wurde unter Anderem auch die Frage aufgeworfen, ob sich wohl jemand finden würde, der jetzt zur Nachtzeit auf den Friedhof zu gehen den Muth hätte. Die Damen sowohl wie die Herren der Gesellschaft warfen sich einander scheue Blicke zu und jeden überließ bei dem Gedanken an einen Friedhof eine Gänsehaut. Da meldete sich ein junges Mädchen, das keine Furcht kannte, und erbot sich ohne Zögern, auf den unheimlichen Ort in dieser späten Stunde gehen zu wollen. Allgemeines Staunen bei den Damen war die natürliche Folge, und die Herren wußten nicht recht, was sie thun oder sagen sollten. Von einem Mädchen sollten sie beschämt und bloß gestellt werden. Ungläubig schüttelte man allgemein den Kopf, denn woher ein Mädchen den Muth haben sollte, ein solches Wagniß zu unternehmen, war Allen unverständlich.

Das Anerbieten des muthigen Mädchens wurde acceptirt und sogar ein hoher Preis für den gewagten Gang ausgesetzt. Zum Ausweis für das Mädchen, daß dieses wirklich am Friedhof gewesen sei, mußte dasselbe ein auf einem Grabe stehendes Kreuz herausziehen und es den Betheiligten der Gesellschaft vorzeigen, damit diese von der Richtigkeit der Sachlage sich überzeugen konnten.

Das Mädchen ging heiteren Muthes auf den Gottesacker und schon nach Verlauf weniger Minuten brachte es das verlangte Kreuz. Das Staunen war groß und man bewunderte den Heldennuth des kühnen Mädchens. Der Preis war aber noch nicht gewonnen, denn das Kreuz mußte noch auf seinen Standort zurückgetragen werden, was immerhin noch eine gefährliche Arbeit war. Dem Mädchen machte dies aber keine Schwierigkeiten, denn es ging furchtlos, wie es gekommen war, auf den Friedhof und stellte das Kreuz wieder auf jenes Grab, von dem es geholt war. Als aber das Mädchen im Begriffe war, hinwegzugehen, konnte es nicht von der Stelle fort, denn

es schien aus dem Grabe heraus unten am Kleid festgehalten zu werden. Vor Schreck wurde das Mädchen vom Schlage gerührt und blieb tot liegen.

Die Geispenstergeschichte hatte sich am andern Tage als ein natürlicher Vorgang herausgestellt. Das Mädchen hatte nämlich mit dem unteren Theile des Kreuzes den Saum ihres Kleides in die Erde hineingebohrt, und wurde so festgehalten, als es hinwegzugehen sich anschickte.

3. Hexerei.

Die Hexen sind dem geneigten Leser schon eine alte Bekanntschaft, denn er hat sie jedenfalls auf dem Blocksberg oder in Goethe's „Faust“ bereits kennen gelernt. Wir wollen uns daher nur darauf beschränken, hier mitzutheilen, welchen Schaden die Hexen dem Landwirth und anderen Menschenkindern verursachen, und welche Mittel angewandt werden, um die Hexen unschädlich zu machen.

Der Volksglaube versteht unter Hexen nicht besondere Wesen, sondern alte, magere Weiber mit rothen Augen und spitzem Kinn, welche von der „bösen Kunst“ des Teufels etwas gelernt haben. — Eine Hexe kann derjenige sehen, dem es gelungen war, am Auferstehungsmorgen (1. Osterfeiertag) durch das Glas der vom Priester getragenen Monstranz hindurchzusehen. — Aber auch auf andere Weise kann man eine Hexe erkennen. Wenn man z. B. am Ostermontag einen Besen vor die Kirchthüre wirft, so ist keine Hexe im Stande, darüber hinweg zu gehen.

Eine Hausfrau sieht es niemals gern, wenn ein Fremder den Viehstall betritt, weil sie befürchtet, daß dem Vieh der „böse Blick“ schaden könnte. — Melken die Kühe roth, so haben das die Hexen verschuldet und man brennt ihnen dafür die Augen aus. Dies geschieht dadurch, daß man die Milch von der behexten Kuh durch einen Trauring laufen läßt und hierauf die Milch unter einer Verwünschungsformel ins Feuer gießt. — Die Hexen gehen in die Häuser und bitten um Milch. Erhalten Sie solche, so hängen sie einen Sack an einer Stange auf und melken an demselben. In Folge dessen geben die Kühe dann keine Milch mehr. — Um zu erfahren, wer die Kühe behext hat, kocht man das mit Stecknadeln besteckte Seigetuch

und vergräbt es; darauf meldet sich die schuldige Hexe. — Um einer Hexe einen Streich zu spielen, verfahre man folgendermaßen: „Man legt einen behexten Gegenstand in einen neuen Topf, verklebt diesen mit Lehm und stellt ihn ins Feuer. Ist die Hexe nicht im Stande den eingeklebten Gegenstand herauszuziehen, so hat sie die Macht für immer verloren. — Um Hexen von dem Stalle fernzuhalten, lege man entweder einen Besen vor die Thürschwelle, oder man zeichne mit geweihter Kreide drei Kreuze auf die Thür.

Auch das Wohnhaus und andere Gebäude sind vor dem bösen Wesen nicht sicher. Wenn süße Milch plötzlich sauer wird, so ist unstreitig die Hexe daran schuld. Auch der Schimmel am Brot ist ein Werk der Hexe. Um dieser auch in das Haus den Eintritt zu verwehren, nagelt man über der Hausthüre eine Fledermaus an.

In der Walpurgisnacht reiten die Hexen auf dem Besen und tanzen auf Rainen und Kreuzwegen. Einen Schuß auf einem Kreuzwege in jener Nacht abzugeben, ist äußerst gefährlich. — Leute, die an der Auszehrung leiden, sind von den Hexen bestrafte Opfer.

Der sog. „Hexenschuß“ ist eine sehr schlimme Krankheit (Knochenfraß), mit der die Hexen ihre Rache ausüben. Der „Hexenschuß“ ist auch in der Luft enthalten, fliegt aber zumeist im Wagengeleise, weshalb man in einem solchen nie gehen darf, d. h. man darf den Fuß in das Geleise nicht setzen, sonst setzt man sich der Gefahr der Ansteckung jener Krankheit aus. Man heilt den „Hexenschuß“ dadurch, daß man über der kranken Stelle einen Pistolenschuß abfeuert und gewisse Kräuter auf die Wunde legt.

Ähnlichkeit mit der Hexe hat der volkstümliche „Alp“, auch „Alpdrücken“ genannt. Darunter versteht das Volk böse Menschen, meist Weiber, welche die Eigenschaft besitzen, sich unsichtbar zu machen oder sich in jeden beliebigen Gegenstand verwandeln zu können, unter welcher Gestalt sie die schlafenden Menschen quälen und belästigen, was man „Alpdrücken“ nennt.

Derjenige, der von einem „Alp“ belästigt wird, empfindet ein ängstliches, beklemmendes Gefühl, man fühlt und weiß, daß uns jemand gewaltig drückt, aber man vermag weder zu schreien, noch sich zu rühren. Bringt man es aber fertig, in dem Augenblick, als man gequält wird, mit den Händen auf die

Brust zu greifen, als wenn man etwas erfassen wollte, so verwandelt sich der „Alp“ entweder in eine Katze, oder in einen Strohhalbm oder Peitschenstock, oder dgl. m. und man hat nun den Quälgeist in den Händen.

Berspricht man dem Alp ein Geschenk, z. B. eine Butterschnitte, so kommt am nächsten Morgen in aller Frühe eine Frau ins Haus, die zwar um das Geschenk gekommen ist, sich aber wohl hütet, darum zu mahnen. In der Regel wissen die Leute schon, was sie zu thun haben, wenn ein zweifelhafter Gast ins Haus kommt.

Ueber das „Alpdrücken“ mag hier noch eine Geschichte folgen.

Ein Knecht wurde fast täglich von dem „Alp“ belästigt. Da er sich keinen Rath mehr wußte, wie er sich vor dem nächtlichen Ruhestörer sichern könnte, ging er zum Pfarrer und bat diesen um einen guten Rath. Dieser, ein frommer und gelehrter Mann, befahl dem Knecht, sämmtliche Oeffnungen zu seinem Schlafzimmer, selbst die kleinsten Ritze, mit geweihtem Wachs zu verkleben und nur das Schlüßelloch in der Thür offen zu lassen. In der nächst folgenden Nacht werde der „Alp“ seinen Einzug halten in das Haus und zwar, da sonst keine Oeffnungen vorhanden, durch das Schlüßelloch. Sobald er, der Knecht, diesen Vorgang bemerkt haben werde, solle er die freistehende Oeffnung ebenfalls verkleben, und der „Alp“ ist dann gefangen.

Der Knecht that, wie ihm der Pfarrer befohlen hatte. Am Abend setzte er sich dann an die Thür, zündete ein Licht an und beobachtete das Schlüßelloch genau. Bald bemerkte er, daß ein blauer Rauch durch das Schlüßelloch in das Zimmer gezogen kam. Er verstopfte hierauf die Oeffnung mit Wachs und begab sich wohlgemuth zur Ruhe.

Am nächsten Morgen erstaunte der Knecht nicht wenig, als er in dem Zimmer ein junges nacktes Weib wahrte, das zusammengekauert in einem Winkel saß. Es war dies der Alp, der jetzt nicht mehr entweichen konnte, weil die Oeffnung, durch welche er hereingekommen war, jetzt keinen Durchgang gewährte. Das Weib war eine Kuhmagd aus einem entlegenen Orte, aber sie wußte nicht mehr, wie sie hergekommen und woher sie sei. Sie fühlte sich in jenem Hause bald heimisch und blieb dort eine geraume Zeit. Dem Knecht, der von dem Alp früher belästigt wurde, gefiel das junge Weib so gut, daß er dasselbe heirathete. —

Fünf Jahre waren vergangen. Das junge Ehepaar, das sich auf so seltene Weise zusammen gefunden hatte, war bereits mit fünf Kindern gesegnet und es ging Alles gut. Da sagte der junge Chemann an einem Sonntage scherzweise zu seinem Weibe: „Weißt Du auch, liebes Weib, auf welchem Wege Du hierher gekommen bist?“

„Nein“, entgegnete die Frau.

„Nun, ich will Dir's zeigen“, sagte der Mann und löste das Wachs vom Schlüsselloch ab. „Hier bist Du hereingekommen.“

„Ach so!“ sprach das Weib lächelnd und war in demselben Augenblick verschwunden. Ein bläulicher Rauch zog zum Schlüsselloch wieder hinaus, und die Gattin, Mutter und Hausfrau kam nicht wieder zurück.

Der „Wassermann“ gehört zwar zu den Hexen nicht, doch wollen wir seiner an dieser Stelle erwähnen. Er bewohnt meist stehende Gewässer, ist von rother Farbe oder trägt zum Mindesten eine rothe Kappe, und sitzt in mond hellen Nächten auf dem trockenen Ufer oder auf dem Wehr. Wer sich am Abend badet, setzt sich der Gefahr aus, vom Wassermann erfaßt zu werden.

4. Die Wunderkuren.

Was die Erfahrung und Praxis vieler Jahrhunderte in der Heilkunde nicht vermögen, wo alle Arzneimittel und Gifte den Dienst versagen, da hilft sich der Aberglaube noch darüber hinweg, denn er kennt Mittel, die in kürzester Zeit und unfehlbar wirken und das Uebel heilen. Der Aberglaube als Wunderdoktor beschränkt sich aber nicht auf so vereinzelte hartnäckige Fälle, sondern er behandelt alle nur denkbaren Krankheits-Spezialitäten und kurirt sowohl die Migräne, wie auch komplizierte Schenkelbrüche ohne Operation und Medikamente.

Wir geben hier gleich mehrere probate Mittel an, wie man die bekannten Zahnschmerzen los werden kann. So wird gegen dieses Uebel vor Allem Menschenfett empfohlen, wobei aber nicht gesagt wird, ob es eigenes oder fremdes Fett sein muß. — Außerdem nehme man gestohlenes Rindfleisch, binde es in neue ungebrauchte Leinwand ein und vergrabe das Ganze

unter der Traufe. Die Zahnschmerzen verschwinden hierauf. — Um sich vor diesen überhaupt zu bewahren, beschneide man alle Freitage die Fingernägel und beim Waschen am Morgen trockne man zunächst die linke Hand und dann die rechte ab. Hat man einen Zahn reißen lassen, so werfe man diesen über dem Kopfe nach hinten; man wird nicht mehr vom Zahnweh geplagt.

Um die Hühneraugen, diese überflüssige Zugabe der Natur, zu beseitigen, nehme man einen Strohhalbm, mache darauf so viel Knoten, als man Hühneraugen hat, und lege diesen unter eine Schwelle. Derjenige, der über die Schwelle zuerst geht, erbt die Hühneraugen, während sie der andere verliert. — Um eine Geschwulst des Augenlides zu beseitigen, mache man über dasselbe das Kreuzzeichen und ahme die Gestikulation des Wegwerfens mit der Hand nach. — Will man sich gegen das kalte Fieber schützen, so muß man von drei blühenden Kornähren die Blüthe abstreifen und essen. Dasselbe Mittel wird auch gegen Kolik empfohlen. — Der Maithau vertreibt die Sprossen, doch muß man sich vor Sonnenaufgang mit demselben waschen. Sommersprossen entfernt man auch, wenn man beim Mondschein rücklings geht und so in einen Teich gelangt, in welchem man sich dann waschen muß. —

Beliebte Schönheitsmittel sind: Gequetschte Gerstenkörner mit Honig, Lilienblätter, Rosenwasser, Froischlauch, Märzschnee, eigener Urin und frischer Kuhmist.

Gegen Flechten im Gesicht hilft der mit dem Goldfinger abgewichte Fensterschweiß, doch darf diese Prozedur Niemand sehen. — Ist Jemandem ins Auge ein fremder Körper gekommen, so spucke er drei Mal aus und sage: „Pfui, Teufel, pfui!“ Darauf ist das Auge vor jedem Schaden bewahrt. — Die sogenannte Gesichtzrose, sowie auch die Tollwuth werden durch das „Besprechen“ vertrieben. Das „Besprechen“ sind geheime magische Formeln und Gebete, die über dem Kranken unter freiem Himmel gesprochen werden. Es giebt gegenwärtig noch alte Lehrer, welche sich mit dem „Besprechen“ befassen und an die Wirkung desselben glauben. Tollen Hunden und anderem Vieh giebt man Papierstreifen, welche mit magischen Buchstabenformen beschrieben sind, mit Brot zu fressen. — Hat jemand die Selbstucht, so bittet man ein altes Weib, jedoch ohne Vorwissen des Kranken, zu demselben zu kommen und diesem drei Mal ins Gesicht zu spucken. Erschrickt der Kranke dabei, so ist ihm geholfen. — Um die Schwindsucht zu heilen, hölt

man eine Mohrrübe aus und füllt diese mit Wasser. Darauf hängt man sie in den Schornstein. In demselben Maße, wie das Wasser abnimmt, geht auch die Schwindsucht zurück. — Auf dem Kalvarienberge in Abendorf hinter der letzten Höhle, in welcher Christus am Kreuze abgebildet ist, steht ein steinerner Säulenzstumpf, auf welchem sich eine Messingplatte mit einem runden Messingknopf befindet. Wer vor diesem Säulenzstumpf hinkniet und die Stirne auf der Messingplatte so lange ruhen läßt, bis er fünf „Vater unser“ gebetet hat, der hat in seinem Leben kein Kopfweh mehr. — Zwischen St. Amberg und Leichnitz befindet sich eine Wasserpfütze, die mit Wasser aus einer Drainröhre gespeist wird. Die Wallfahrer, die alljährlich nach St. Amberg kommen, waschen sich ihre kranken Füße darin, in der Meinung, davon gesund zu werden, andere dagegen trinken das Wasser direkt aus der Pfütze und bringen es in Flaschen mit nach Haus, um in Krankheiten davon zu trinken. — Wird man von einer Otter gebissen, so suche man schnell wie möglich das nächst liegende Wasser zu erreichen. Erreicht man dieses eher als die Otter, so schadet der Biß nicht, die Otter aber muß sterben. — Kleinen Kindern, die noch nicht sprechen können, giebt man den übrig gebliebenen Wein von drei Messen. Der Genuß desselben erleichtert das Sprechen lernen. — Den Namen des Kindes, das schwer oder gar nicht sprechen lernt, schreibt man an drei in drei verschiedenen Kirchen befindliche Glocken. Damit ist dem Kinde geholfen. — Kranken Kindern legt man den Myrthenkranz (Brautkranz) oder den Trauring auf die Brust, wovon diese genesen. — Feuermale bei kleinen Kindern vertreibt man sicher, wenn man die betreffende Stelle mit dem Kelchtuch (Corporale) bestreicht.

Außer den genannten giebt es noch unzählige Heilmittel, die aber die Bücher der Welt nicht fassen können.

5. Amulette.

Amulette sind Schutzmittel gegen Zauberei, Krankheiten und andere Uebel, welche entweder am Hals oder an anderen Theilen des Körpers getragen werden. Amulette waren schon bei den alten Aegyptern, bei den Juden, Griechen und Römern bekannt und üblich. In heutiger Zeit werden diese noch von den Christen und den Mohamedanern getragen.

Daß Schlessien darin keine Ausnahme macht, braucht kaum erwähnt zu werden. Einer großen Beliebtheit als Amulette erfreuen sich die Marienmedaillen und die Skapuliere. Man sagt, wer ein Skapulier oder ein Marienmedaillon am Halse trägt, der kann nie in Lebensgefahr kommen. Man erzählt sich darüber folgendes:

Ein Mann, dem es hier sehr schlecht gegangen war und der darüber in Verzweiflung gerieth, faßte den Entschluß, sich das Leben zu nehmen. Er holte einen nagelneuen Strick und knüpfte sich an diesem regelrecht auf. Der Strick riß. Der Todeskandidat band den Strick zusammen und hing sich noch einmal auf. Auch jetzt riß der Strick. Er holte einen zweiten Strick, legte diesen doppelt zusammen und glaubte sich jetzt mit Sicherheit ins Jenseits befördern zu können. Aber der Strick riß entzwei wie immer. Der Selbstmörder stellte nun die vergeblichen Versuche ein und ging zu einem Geistlichen, dem er den wunderbaren Vorfall erzählte. Der Geistliche hat nun endlich herausgefunden, daß der Lebensmüde seinen verbrecherischen Zweck deshalb nicht auszuführen vermochte, weil er am Halse ein Skapulier getragen habe.

Bei Ausbruch der Cholera werden kleine Briefe wunderlichen Inhalts ausgegeben, deren Besitz vor der bösen Krankheit schützt. — Dasselbe Mittel wurde von Soldaten im deutsch-französischen Kriege angewendet, um sich gegen feindliche Kugeln zu schützen. Der sogenannte „Schutzbrief“ machte f. B. ungeheures Aufsehen und soll von „Christus“ selbst verfaßt und in einer Kirche zu Danzig vom Himmel auf die Erde gekommen sein. Es gab gedruckte Exemplare davon und jeder suchte sich wenigstens eine Abschrift zu verschaffen. Auch das Taufhemde schützt, auf bloßem Leibe getragen, vor feindlichen Kugeln. — Von einem herumziehenden Vater wurde ein Gurt, der um den Leib gebunden werden mußte, und eine Art Rosenkranz mit fünf Perlen und einem Kreuze verkauft. Der Besitz dieser Gegenstände verlieh sichere Anwartschaft auf die ewige Seligkeit. — Geweihte Palmen stellt man während eines Gewitters an das Fenster, wodurch das Einschlagen des Blitzes verhindert wird.

Ein vierblättriges Kleeblatt hinter das Rockfutter ohne Wissen des Trägers des betreffenden Rockes eingenäht, bringt großes Glück. Ist besonders den Spielern in der Lotterie zu empfehlen. — Gegen das Fieber wird ein schweißiges Weibz-

hemde (nur von den Männern) auf dem bloßen Leibe getragen. — Ein Knochen von einem Toten schützt gegen Zauberei und vor Hexen!

6. Verschiedenes Allerlei.

Wenn der Uhu, die Elster oder der Aueud in's Dorf kommen und daselbst schreien, so gilt das immer für ein sicheres Zeichen, daß ein großes Unglück einem der Bewohner des Dorfes zustoßen wird. Der Schrei des Uhu ist der Ruf, dem einer der Kranken im Orte folgen muß. Die Furcht vor diesen drei genannten Vögeln, insbesondere vor dem Uhu, ist so groß, daß ernste Erkrankungen vorkommen, wenn die bezeichneten Vögel in's Dorf kommen.

Dem Oberschlesier ist ein mittelgroßer, schwarzer Stein bekannt, welcher meistentheils durchlöchert ist. Diesem Stein wird große Heilwirkung zugeschrieben und man wendet denselben gegen verschiedene Geschwülste an, indem man diese mit dem Stein lose bestreicht.

Der Stein fällt nach der Ansicht des Volkes mit dem Blitz zur Erde und gelangt in eine Tiefe von sieben Ellen. Er wird Donner-Stein genannt. Mit jedem Jahr rückt dieser eine Elle höher gegen die Oberfläche der Erde, so daß derselbe nach sieben Jahren ans Tageslicht gelangt und dort gefunden wird. Der Stein wird sehr geschätzt und seine Echtheit als „Donnerstein“ prüft man dadurch, daß man einen Bindfaden um denselben bindet und den Stein ins Feuer wirft. Verbrennt der Faden, so ist der Stein unecht, während die Echtheit als nachgewiesen gilt, wenn der Bindfaden unverfehrt bleibt.

Das Feuer, welches durch einen Blitzschlag entsteht, kann nur mit Mistjauche gelöscht werden. — Wenn die Thurmglöcke anders schlägt, als sie zeigt, so entsteht Feuer. Wenn in einem Hause eine Feuersbrunst ausgebrochen ist, so nehme man geweihtes Salz, gehe drei Mal um das Haus herum und werfe das Salz in das Feuer, so bleiben die Nachbargebäude vom Feuer verschont. — Wenn die Hunde in der Nacht heulen, so wird es Feuer geben in der Richtung, nach welcher die Hunde gebellt haben. — Ein Haus mit einem Schwalbennest brennt nie ab. Zerstört man das Nest, so bringt man das Haus in Feuers-

gefahr. — Wenn sich alte Weiber zanken, so regnet es gewiß. Dasselbe geschieht, wenn die Hunde Gras fressen.

Wenn ein Komet am Himmel erscheint, entsteht Krieg oder Theuerung. — Wenn Krieg oder Pest im Anzuge sind, so bleibt die Sonne in ihrer Bahn eine Zeit lang still stehen. — Wenn eine Sternschnuppe fällt, so ist dies ein Zeichen, daß wieder eine arme Seele erlöst ist. Wünscht man sich während dieser Erscheinung etwas, so geht es sicher in Erfüllung. — Ein Nordlicht am Himmel verkündet einen großen Krieg. — Hält ein Sturm drei Tage lang an, ist es ein Zeichen, daß sich Jemand erhangen hat. — Nach den zwölf Nächten zwischen Weihnachten und „Dreikönige“ richtet sich die Witterung der zwölf Monate des Jahres. — An solchen Plätzen, wo die Erhängten begraben liegen, bleiben die Pferde stehen. — Am heiligen Abend, um 12 Uhr in der Nacht, reden die Pferde und das Rind mit einander. Wer das Vieh reden hört, stirbt binnen Jahresfrist. — Wenn die Hauskatze sich putzt, ist Besuch zu erwarten. Eine Katze darf man nicht bezahlen, sonst fängt sie keine Mäuse. Gestohlene Katzen mausen am besten. — Wenn man Brot oder Semmeln ißt, woran die Mäuse genagt haben, so bekommt man gute Zähne.

Die Hühner legen zuweilen kleine, längliche Eier. Das sind die sogenannten Unglücks Eier. Man muß diese über das Haus werfen und drei Kreuze in der Luft machen. — Wenn sich die Hühner im Sande baden, so kommt schlechtes Wetter. Kräht eine Henne wie ein Hahn, wird sich an demselben Tage ein Unglück in der Wirthschaft ereignen. — Wenn man den Kuckuck im Frühjahr zum ersten Male schreien hört und man ist in diesem Augenblicke im Besitze von Geld, so wird man das ganze Jahr Geld haben. — In manchen Finkenestern findet sich ein Steinchen von grauer Farbe vor. Trägt man dasselbe bei sich, so kann man sich vermittelst dieses unsichtbar machen. — Krächzen die Dohlen in auffallender Weise, so stirbt jemand in der Nähe. — Wenn das Arbeiten das Holzkäfers in der Wand hörbar wird, sagen die Leute, die Totenuhr picke, und glauben, daß jemand aus dem Hause bald sterben werde. — Schneidet man von einem Rosmarinstrauche Zweige für eine Hochzeit, so schadet es dem Strauch nicht, sind die Zweige aber für ein Begräbniß bestimmt, so geht dieser ein. — Kinder, deren Geburtstag der 1. April ist (Judas Ischariot), sind Unglückskinder und sterben keines natürlichen Todes, die

am Sonntag geborenen sind dagegen Glückskinder. — Jedem Frauenspersonen sollen recht viel Ränftchen (der Rest von einem Laib Brot) essen, damit sie in Zukunft nur Knaben bären. — Eine Wöchnerin darf nach dem Abendläuten das Haus nicht verlassen und auch nicht allein in den Keller oder auf den Boden gehen, da der Teufel so lange über sie Macht hat, bis sie zur Einleitung (Einssegnung) gewesen. — Sieht eine Wöchnerin einem Begräbniß nach, so stirbt ihr Kind.

Wenn Liebende sich in irgend einem Stücke gleichen, z. B. wenn sie blaue Augen haben, so ist sichere Aussicht vorhanden, daß sie sich heirathen. — Wer von den Brautleuten auf dem Wege zur Trauung die Kirchschwelle zuerst überschreitet oder während des Trauaktes den andern Theil auf den Fuß tritt, der wird die Herrschaft im Hause führen. — Flackern die Lichter während des Trauaktes, so bedeutet dies eine unglückliche Ehe. — Ist zugleich mit der Hochzeit ein Begräbniß, so stirbt, wenn eine weibliche Person begraben wird, zuerst die Braut, im andern Fall der Bräutigam. — Regnet es in den Brautfranz, so werden die Eheleute reich, weht am Hochzeitstage der Wind, so werden sich dieselben schlecht vertragen. — Steht am Tage Simon und Judä die Frau eher auf als der Mann, „so hat sie die Hosen“ und behält ein ganzes Jahr hindurch die Oberhand. — Wenn Weizen gesäet werden soll, so darf es nicht an solchen Tagen geschehen, wenn Sonne und Mond gleichzeitig am Firmamente stehen. — Kartoffeln und Gunkelförner sollen nicht im zunehmenden, sondern nach dem Vollmonde gelegt werden, weil sie sonst zu viel blühen und wenig Frucht ansetzen. — Am Neujahrstage können heirathsfähige Mädchen erfahren, ob sie bald heirathen werden. Ist nämlich die erste Person, welche in das Haus kommt, um den Neujahrswunsch vorzubringen, eine männliche, so ist das ein Zeichen, daß das betreffende Mädchen noch im Laufe des angefangenen Jahres heirathen wird. —

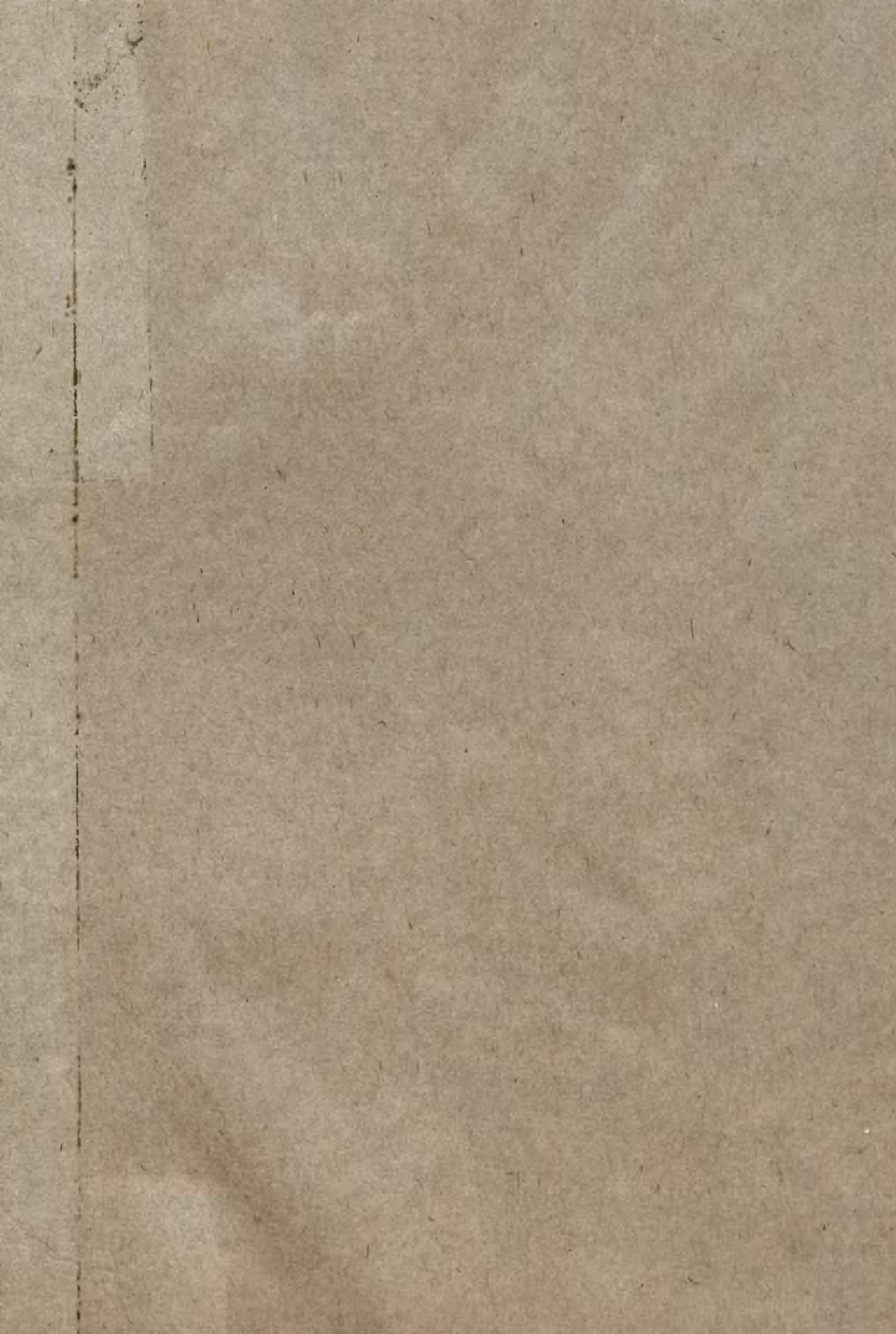
Eine Bachstelze ist von Wichtigkeit für das Schicksal des Menschen. Wer diesen Vogel im Frühjahr zuerst auf einem Dache sieht, wird viel geehrt werden. Wer die Bachstelze auf einem Rasenplatze zum ersten Mal erblickt, wird viel Freude erleben, dagegen wird derjenige viel weinen und trauern, wer diesen Vogel zuerst am Wasser gesehen hat. — Wenn eine Leiche selbst am dritten Tage gar nicht starr wird, sondern wie same Hände behält, so wird in kurzer Zeit wieder Jemand

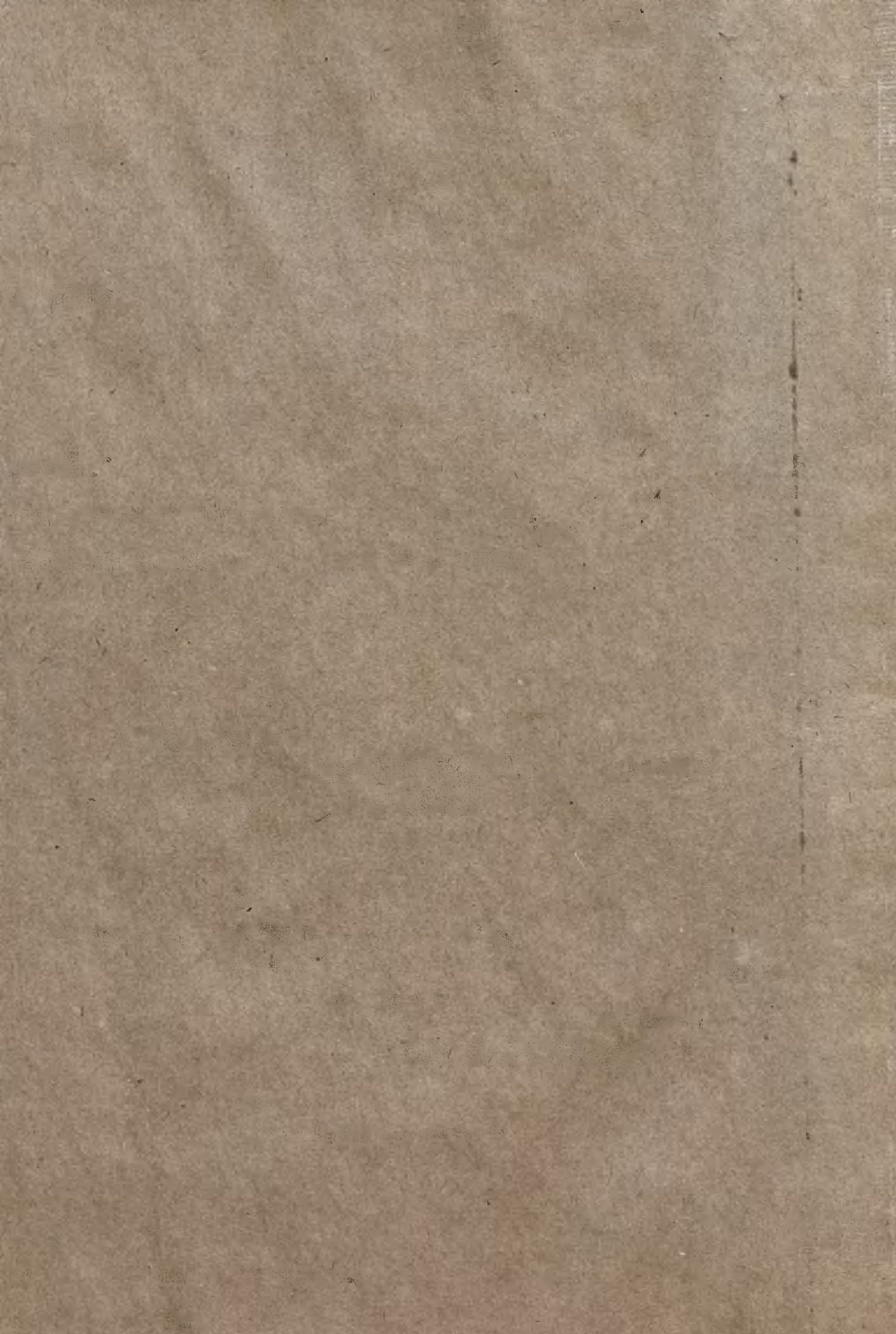
aus der Familie sterben. — Fällt ein Kreuz oder ein Spiegel von der Wand, bedeutet es ein großes Unglück oder den Tod eines Verwandten. Ein Todesfall tritt auch ein, wenn eine Wanduhr ohne Grund stehen bleibt. — Sitzen 13 Personen bei Tische, so stirbt eine von diesen binnen Jahresfrist. — Wenn ein junger Mann während des Essens, so wie eine verrückte Frau. — Wenn man von Jemand ein Geheimnis erfahren will, so zieht man diesen im Schlafe an den Hals des linken Fußes und richtet die betreffenden Fragen an den Schlafenden.

Ein Floh auf der Hand —
Ein Brief ins Land.



br. 5-49-57







Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000646389



II 146861

Biblioteka Śląska

146861

II

doublet



g 1 2858/67 120 000